



ARTUR JOSEPH

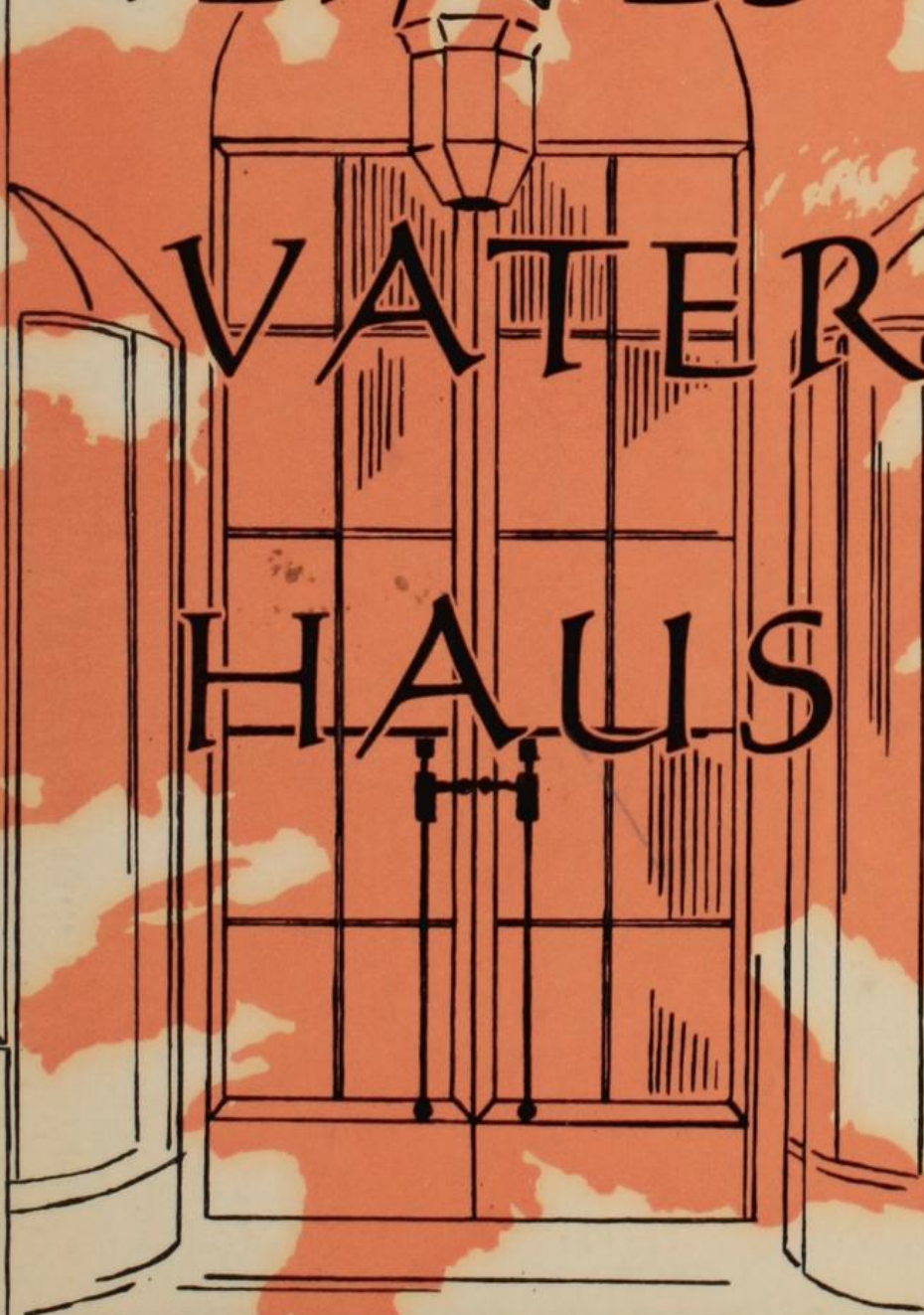


UB Gießen

OSR

173

MEINES
VATERS
HAUS



OSR 173

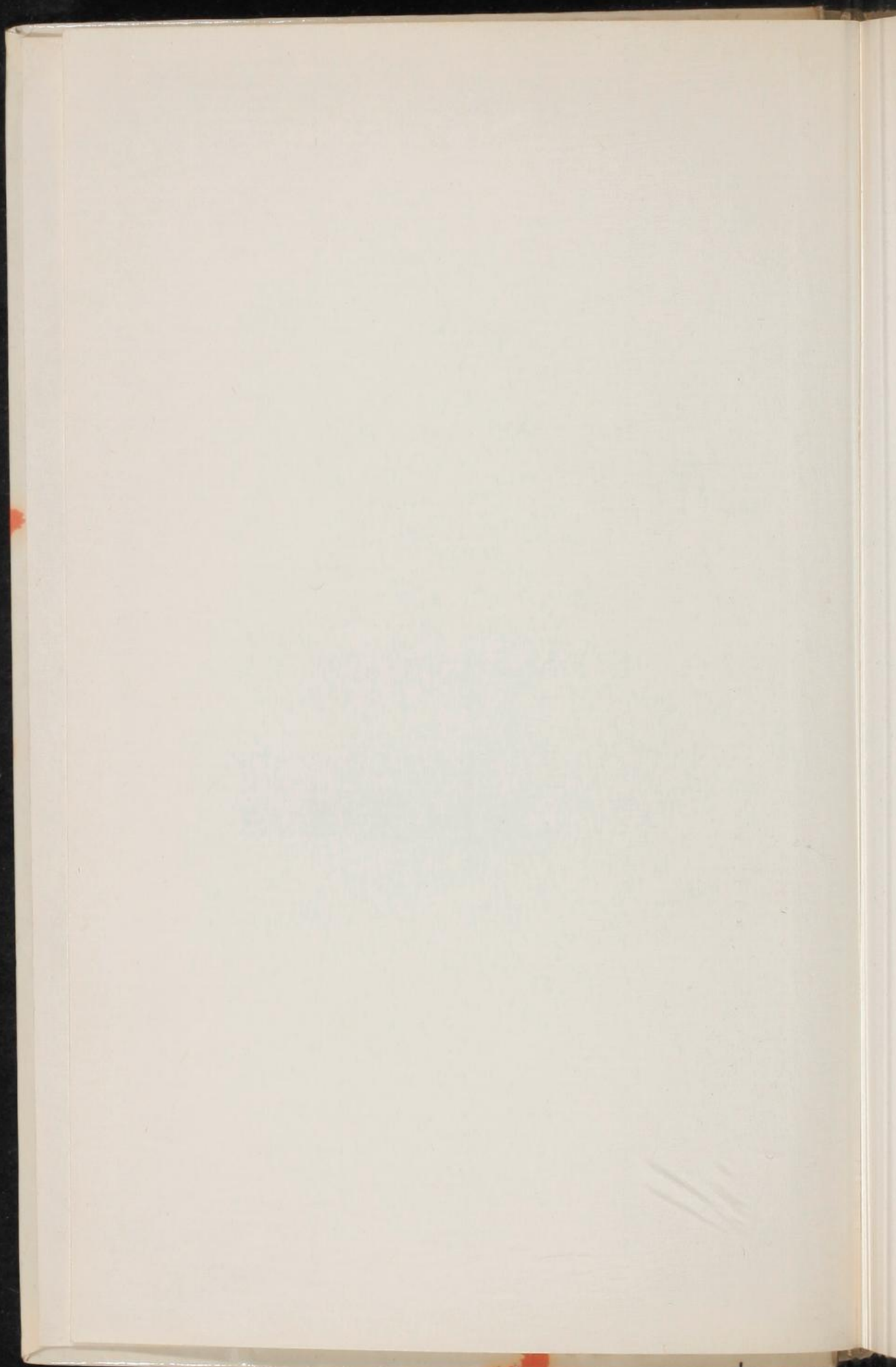
UB GIESSEN



27 008 35670

15

15



ARTUR JOSEPH

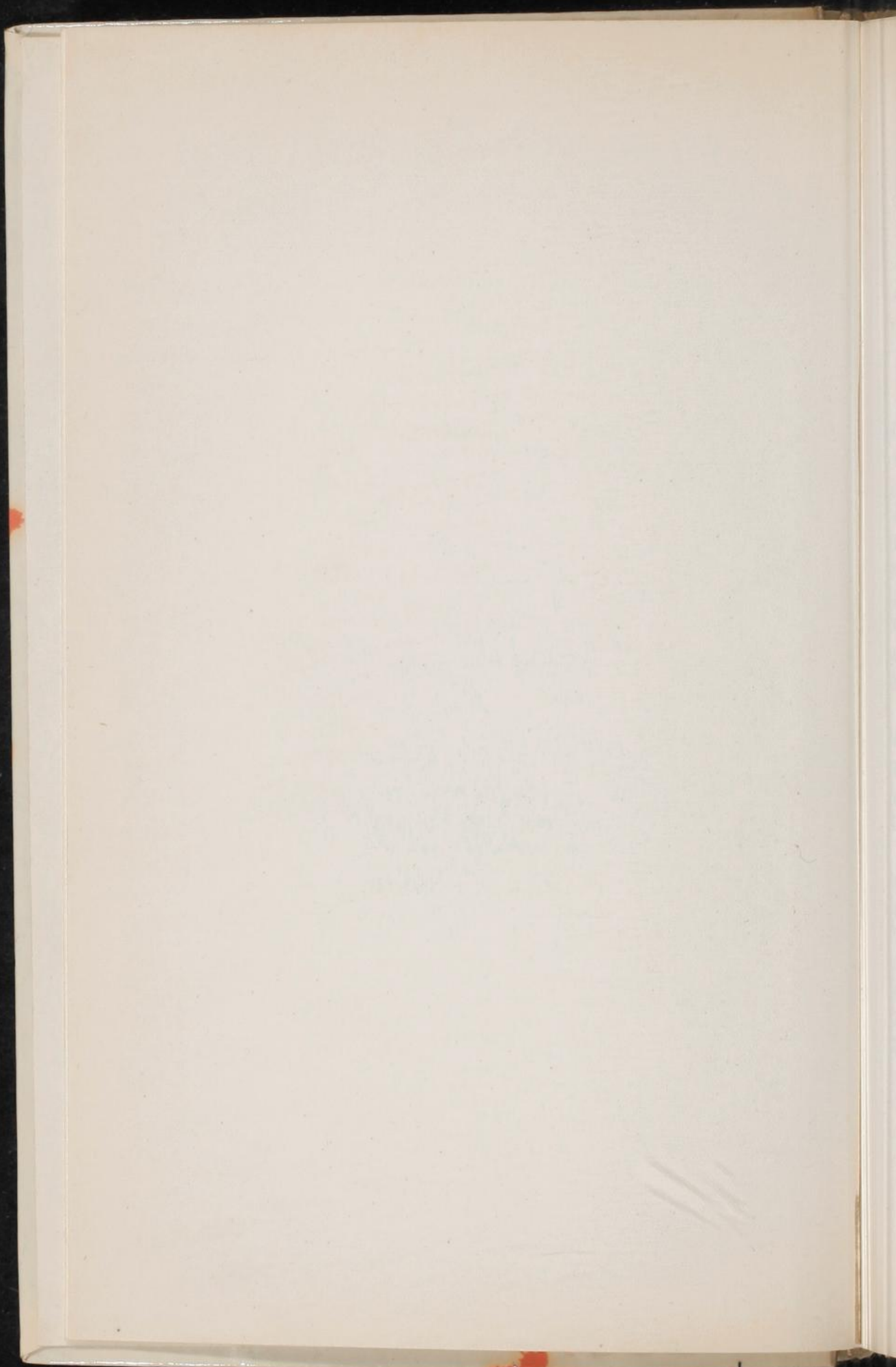
Meines Vaters Haus

EIN DOCUMENT

Preis 1,20
Münchener Druck
Verlagsgesellschaft
Königliche Hof- und
Landesbibliothek



COTTA-VERLAG



ARTUR JOSEPH

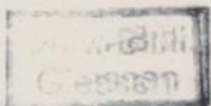
Meines Vaters Haus

EIN DOKUMENT

Heike Duill
Marianne Groß
Breidensteiner Weg 74
6000 Frankfurt/M. 90
Telefon 069/7893368



COTTA-VERLAG



27008356

1. Auflage Juli 1959
2. Auflage Januar 1960
3. Auflage November 1962

© 1959 J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. GmbH. Stuttgart
Satz und Druck • Süddeutsche Verlagsanstalt und Druckerei GmbH., Ludwigsburg
Einbandarbeiten • Großbuchbinderei Sigloch, Künzelsau
Ausstattung • Günther Weimer
Printed in Germany 1962

Junge Leute, die heute Geschichte lernen, könnten meinen, daß die Verfolgung 1933 über Menschen hereinbrach, die als Fremde in unserer Mitte lebten, störend und provozierend in ihrem Anderssein. Es könnte jungen Leuten verborgen bleiben, daß Deutsche von Deutschen gejagt wurden.

Der Familie Joseph gehörte ein bekanntes Schuhgeschäft in Köln, mit Filialen in anderen Städten. Es gehörte ihr bis zum Jahr 1938. In diesem Jahr mußte das Geschäft verkauft werden. Die Josephs durften froh sein, daß einige von ihnen das Land verlassen konnten, das ihre Heimat war, dem sie in Sprache, Bildung, Lebensvorstellungen und der Ehrbarkeit ihrer Auffassungen von Handel und Wandel angehörten. Dieses Buch erzählt vom Leben eines Deutschen jüdischen Glaubens, das bis zum Jahr 1933 in Krieg und Frieden, Arbeit und Muße so verlief wie das Leben anderer Deutscher.

Junge Leute, die heute Geschichte lernen, könnten meinen, daß die Verfolgung über Menschen hereinbrach, die als Fremde in unserer Mitte lebten, störend und provozierend in ihrem Anderssein. Es könnte jungen Leuten verborgen bleiben, daß Deutsche von Deutschen gejagt wurden.

Diese Aufzeichnungen enthalten Persönliches, das im allgemeinen über den privaten Umkreis hinaus nicht interessiert. Kindheit, Jugend und Mannesjahre folgen in diesem Bericht einander wie in anderen Lebensläufen auch. Der Erzähler und seine Geschichte wollen und können also nicht Anlaß sein zu allgemeinen Betrachtungen über den Gang des Lebens und der Welt. Die Wege und Stationen der persönlichen Entwicklung, an die sich der Verfasser erinnert, haben nichts, was über die unmittelbare Umgebung hinaus verbindlich ist. Der Autor hat nichts zu enthüllen, sein Text lockt nicht mit dem verführerischen Zauber der Memoiren, die eine neue Dimension der Vergangenheit öffnen. Dieses Leben

hat sich in der Stille abgespielt. In der Stille der Arbeit und der Muße, der Interessen und Neigungen, und selbst in der Verfolgung ist es in der Stille geblieben.

Das gerade hat den Verlag veranlaßt, ein Buch herauszubringen, das sich in keine herkömmliche Rubrik einfügt. Es gibt viele Dokumente aus der Zeit der Verfolgung, die wir nie vergessen werden. Gestalten sind zu Bildern geworden, unter grauenvoller Drohung notierte Schreie, Beschwörungen und Berichte wirken in der Welt der Geretteten, der Schuldigen, der durch Nichtwissen Schuldigen und der Nachfahren mit der Kraft des Symbols. Es sollte wohl aber auch die Wirkung der Gedanken nicht fehlen, der Überlegungen und Betrachtungen, zu denen uns das stille, das private Schicksal anhält. Es mag sogar sein, daß die Betrachtung eines solchen Lebens klares Denken, eigene Einsichten und persönliche Entscheidungen eher fördert als der Blick auf jene großen Bilder, für die wir nicht alle und nicht immer groß genug sind.

Der Verlag, nicht der Verfasser, hat dieses Buch ein Dokument genannt. Er möchte dabei im Sinne der vorangestellten Zeilen verstanden werden. Für Verlag und Verfasser liegt das Gewicht dieser Darstellung auf der Zeit vor 1933. Was von diesem Jahr an berichtet wird, soll nur abrunden. Gerade für den Betroffenen, der hier erzählt, gibt es für die Zeit der Verfolgung keine Worte. Unfaßliches widerfuhr ihm, und nur die Geschwätzigen, die Beauftragten oder die Begnadeten können noch von ihrem eigenen Untergang Kunde geben.

Artur Joseph ist Deutscher im Fühlen und Denken. Davon hat ihn auch die Verfolgung nicht befreien können. Was man ihm vorwarf, hatte für ihn die Verrücktheit eines Edikts, das die Linkshändigkeit unter Ausnahmegesetz stellt und ächtet. In seiner Familie, die sich in der Welt des Handels ihren Platz erarbeitete, war Deutsches und Jüdisches schon längst zu jener glücklichen Vereinigung gekommen, der wir in Kunst und Wissenschaft zahllose Namen danken. Es gab deutsche Juden. Sie waren kein «Fremdkörper» in Deutschland, sie waren seit langem schon jüdische Deutsche. Deutsche mit eigener Art und eigenem Glauben, die ihnen zustanden wie jedem Deut-

it und
in der
auszu-
ügt. Es
wir nie
, unter
n und
ldigen,
en mit
irkung
etrach-
anhält.
Lebens
tschei-
der, für

schen. In diesen Menschen hat Deutschland sich selbst ge-
troffen. Jene, die das Vaterland und die Nation so unerträglich
im Munde führten, griffen roh und ahnungslos in die geheim-
nisvollen Entwicklungen hinein, die im Inneren eines Volkes
binden und vereinigen – und damit bereichern, fördern und
erhöhen.

Wenn dieses Buch daran erinnert, dann soll damit nicht
die Verfolgung der Juden anderer Völker als geringerer
Schrecken zurückgesetzt werden. Auch soll das Wort vom
jüdischen Deutschen nicht an jene Gespräche unter Juden
rühren oder sich auch nur von fern in sie einmengen wollen,
die seit Jahrhunderten um den Platz der Juden in dieser Welt
geführt werden, den sie heute in Israel gefunden haben. Das
darf uns jedoch nicht die Einsicht ersparen, daß Juden in
Deutschland zu Hause waren, daß sie in Deutschland ar-
beiteten und Deutschland verteidigten. Daß sie dieses Land
liebten.

Dieses Buch erscheint im 300. Jahr des Cotta-Verlags. Der
Verlag der deutschen Klassiker möchte, daß man darin eine
Absicht sieht.

*Today well lived makes every yesterday a dream of
happiness and every tomorrow a vision of hope.*

Omar Kayyam, Rubaiyat

Meine Kindheitserinnerungen sind eingebettet in das Erlebnis des Geschäfts. «Das Geschäft» sagten wir zu Hause und «Das Geschäft» hat mein Leben bestimmt von früh an. Atmosphäre und Idee zugleich war es, und in Gedanken lebten wir immer im Geschäft, selbst an arbeitsfreien Tagen, in schlaflosen Nächten, auf Reisen im Ausland. «Das Geschäft» ernährte und erzog uns. Es lenkte uns mehr als wir es beherrschten. Nie entließ es uns aus seinem Bann: den Vater und die Mutter nicht und nicht uns Kinder. Wir stiegen mit ihm auf und mit ihm zerfielen wir.

Ich habe mich manchesmal zu erforschen gesucht, ob da Habgier war oder Machtstreben. Oder war es der Sog des Geldstroms? Aber all das war es nicht. Das Geschäft in seiner zauberhaften Sachlichkeit war der Gradmesser des Könnens, des Fleißes, der Vernunft: es glich einem Richter, der emporheben und verwerfen konnte, zu jeder Stunde. Das Geld war nicht das Eigentliche. Es war vorhanden und was hinzukam, wurde sogleich wieder angelegt und eingebracht – nach den Grundsätzen des Geschäfts in Waren und auf Bankkonten und in Grundbesitz. Und wer von uns gegen diese Regel verstieß, degradierte sich selbst.

Ich war ein Stück vom Geschäft und das Geschäft war ein Stück von mir. Ich habe ihm meine Jugend gegeben, die guten Jahre, und es hat mich geformt und verzehrt. Noch heute lebe ich mit ihm, obwohl es so lange schon tot ist, und oft steigt es herauf, verweilt bei mir wie ein geliebter, verklärter Mensch.

Für meine Kindheit war das Geschäft ein Reich, das der Vater errichtet hatte und in welchem er regierte – das Schuhhaus Joseph in einem weitausladenden, blockartigen Gebäude an der breitesten Stelle der Schildergasse, die zu den Hauptstraßen Kölns gehört. Für uns Kinder war es jedesmal ein Erlebnis, mit der Mutter einen Besuch dort zu machen. Von weitem schon sahen wir freudig erregt die vielfenstrige Fassade, die in ihrer großzügigen Architektur sich von den kleineren Häusern der Umgebung abhob. Mit Stolz las ich immer wieder das prächtige Schild mit unserem Namen, ließ den Blick über die Front schweifen und war begeistert, wenn vor den sieben Schaufenstern die Leute sich drängten.

Drinne wurde man fasziniert von den endlosen Reihen blinkend weißer Schachteln, die in vom Boden bis zur Decke die ganzen Wände entlang laufenden Regalen eingeordnet waren. Schaukästen, auch tagsüber beleuchtet, unterbrachen hie und da die Front der Schachteln und zeigten in strahlendem Licht die begehrten Hüllen zum Schutz der Füße.

Es ist eine eigene Sache mit ihnen. Man sagt wohl «ein schönes Füßchen» und denkt doch eher an die vom Menschen erdachte, raffinierte Hülle als an das Naturgebilde selbst, das in entblößtem Zustand so viel vom ganzen Menschen verrät, auch dann, wenn weibliche Eitelkeit die an die Urzeit unsres Geschlechts gemahnenden Zehennägel mit rotem Lack verdeckt hat. Dem Gang und mithin im wörtlichsten Sinn dem Ergehen des Menschen galt eigentlich also unser Bemühen. Wie elegant schwingt ursprünglich der leicht federnde Bogen des Fußes sich – und wie vielmals malträtirt und deformiert zeigt der so wichtige Teil unsres Körpers sich dem Verkäufer der Hülle, der hernach für Schmerzen und Schwierigkeiten verantwortlich gemacht wird. Womit zur Genüge dargetan ist, daß die Schuhmacherei eine Kunst ist, die, wie jede andre, Sinn für Schönheit und Begabung zum Handwerk erfordert. Ein Kleidungsstück läßt sich rasch ändern, wenn der Käufer, durch den Anblick verlockt, die genauen Maße verkannte und auf dem Erwerb bestand. Ein Schuh hingegen muß passen. Vom Kindergarten bis zum Totenbett bleibt der Fuß in ihn

gebannt, nur während der Nachtruhe für wenige Stunden befreit. Kein Wunder also, daß der Mensch oft unschlüssig im Laden sitzt, daß er mit den Verkäuferinnen hin und her berät, welches Schuhwerk besser zu lassen, welches besser zu nehmen sei, daß er fortwährend Schuhe an- und auszieht, darin auf- und abwandelt, sorgenvoll und hoffnungsvoll, und daß gelegentlich eine Frau resigniert ein schönes Modell in der Hand hält: «Ja – wenn ich nicht solche Füße hätte . . .»

Es ist eine eigene Sache mit Schuhen: Ihr Material ist so nobel wie das des Pelzes, und ihre Form ist so problemreich wie die Mode insgesamt, an der sie wesentlich teilhaben. Was gab es nicht alles zu sehen in Vaters Reich! Wer vermöchte all die Modelle zu beschreiben, die es aufwies und täglich um neue vermehrte! Die Herrenform hat sich im Lauf von Jahrzehnten nur wenig verändert, die Damenform ist fast von Monat zu Monat dem Wechsel unterworfen. Bald muß das Leder tiefschwarz, bald goldgelb oder zartrosa gefärbt sein, bald muß es das geschmeidige der burmesischen Ziegen, bald das kräftigere der amerikanischen Kälber sein, bald sind es die Krokodile von den Ufern des Nil, bald die Schweine aller Länder, die ihre Haut zu Markte tragen. Spitze Kappen, breite Kappen, hohe Absätze, flache, halbhohe, halbflache.

All das bot sich in den Fenstern und Kästen, und oft stand ich davor und träumte beim Anblick der mit Gold- und Silberfäden durchzogenen, mit Brillanten besetzten Brokatschuhe auf zierlichem Stelz von den feinen Füßen blonder Prinzessinnen, die bezaubernd gekleidet durch die Säle ihrer Paläste schwebten. Noch heute sehe ich ganz deutlich ein eigentümliches Paar vor mir. Der linke Schuh war anders verziert als der rechte. Beide waren aus roter und schwarzer Seide, der linke ganz glatt und sein Oberblatt mit einer Krone aus Goldleder, der rechte jedoch gefältelt und mit Szepter und Schwert, so daß Zusammengehörigkeit und Unterschied gleich auffällig waren. Das ungleiche Paar erregte den Beifall der Frauen, die Verwunderung der Männer und bewirkte überdies eine Glosse im Stadtblatt; der Vater sagte, als er mir die Schuhe zeigte, sie seien «freilich eben für aparte Gemüter».

Auch wo sie nicht so eigentümlich waren – wie anders nahmen die Schuhe sich in den Schaukästen aus als an den Füßen auf der Straße. Wie wertvoll und begehrenswert erschienen sie, Kunstwerken gleich, die zu bewundern ein Vergnügen war. Und drinnen konnte man sie gar in die Hand nehmen, aus der Nähe betrachten, am eigenen Fuß probieren. Für die Damen, denen der ganze erste Stock gewidmet war, gab es einen mit einer Samtportiere von der Umwelt abgeschlossenen, ringsum mit Spiegeln verkleideten Raum, dessen indirekte Beleuchtung den Effekt eines Festsaaes vortäuschte: hier konnte die Wirkung der Tanzschuhe beurteilt werden, und gern suchten die Damen das «Lichtzimmer» auf, die kostbaren Toiletten in der Hand, um den dazu passenden Schuh zu wählen.

Nüchtern und sachlich die Herren-Abteilung im Parterre. Da roch es stets nach Boxkalfs, Chromledern und Gummisohlen. Ein eigenartiger Geruch. Etwas von Tabaksqualm wohnt ihm inne, ein kräftiger Duft, der jedoch die Damen nicht abhielt, ihre Männer zu begleiten, vielleicht sogar sie eher anzog. Häufig führten die Gattinnen das Hauptwort und ließen zur Genüge merken, daß in jedem Falle der eigentliche Käufer niemand anders als die Frau sei.

Neben der Herren-Abteilung befand sich das den Kindern reservierte Gebiet, mit «Schuhen, die so rührend sein können». Schaukelpferde, Elefanten, Giraffen, kunstvoll geschnitzt und bunt bemalt, halfen den kleinen Kunden über das für sie verdrießliche Geschäft des Anprobierens hinweg.

Über dieses Reich also gebot der Vater. Dunkel gekleidete Verkäufer und Verkäuferinnen liefen emsig hin und her, kletterten die Rolleatern vor den Regalen bis hoch zur Decke, um Kartons herabzuholen, oder saßen auf kleinen Bänkchen zu Füßen der Kundschaft, die von der Höhe ihrer Sessel gnädig Befehle erteilte. Die Räume, in denen all das bestand und geschah, waren mit Perserteppichen und Edelholz-Furnier ausgestattet, und wie in einem Salon fiel kaum ein lautes Wort. Wurden wir ein- oder zweimal des Jahres neu beschuht, so waren wir schon tagelang vorher ermahnt worden, uns ja

ruhig zu verhalten. Und so saßen wir dann artig auf unsren Stühlchen und wagten kaum, uns zu rühren. Ringsumher schielten die kleinen und großen Kunden neugierig zu uns herüber, während die Mutter wählte. Uns selbst war streng untersagt, eigene Wünsche zu äußern. Schließlich erschien der Vater. Ein anderer Vater als der, den wir zu Hause kannten. Hier im Geschäft beachtete er uns kaum, er prüfte nur sorgsam, ob die neuen Schuhe wirklich paßten, sprach leise mit der Verkäuferin und verschwand wieder.

Im dritten Stock hatte die Großmutter ihre Wohnung, und neben dem Haus stand die Kirche, deren Mauern mit ihm zusammenstießen. Eine kleine Kirche, in gotischem Stil, nicht besonders schön, indes freundlich und ehrwürdig, und ich liebte dieses Gotteshaus wohl auch, weil es eine Orgel hatte, deren Klang mir vertraut war: sie stand an der Stelle, an der auf unsrer Seite die Küche der Großmutter lag. Als Kind habe ich oft dort gesessen und den Liedern und Fugen gelauscht, die von drüben über das Herdfeuer kamen. Später, als ich einen Stock tiefer im Büro saß, wehten die Orgeltöne mir über den Schreibtisch. Dann unterbrach ich gern die Arbeit und ließ mich von ihnen zurücktragen in die Tage der Kindheit, die ich bei der Großmutter verbracht hatte.

Die Wohnung der alten Frau lag über dem Geschäft des Vaters. Ein hohes Treppenhaus führte außerhalb der Geschäftsräume zu ihr empor und ließ schon ahnen, wie abgeschieden die Großmutter lebte. Stieg ich hinauf, so war mir, als begebe ich mich in ein geheimes Reich. Ruhe war dort zu finden und Verständnis für die Aufregungen des kindlichen Lebens. «Setz dich erst einmal und trink ein Glas Wasser», sagte sie, wenn ich verstört zu ihr kam. Dann setzte sie sich in ihren Sessel und ließ sich erzählen. Geduldig konnte sie zuhören und am Ende lächelnd einen Rat geben, Sorgen verscheuchen, ihre Vermittlung bei den Eltern versprechen. Sagte sie «Da kann ich mich nicht einmischen», so kam das einer Ablehnung gleich; sagte sie aber «Ich werde mit deinem Vater reden», so durfte ich meine Bitte als gewährt betrachten.

Ihre Wohnung war für den Vater unantastbar. Einen Archi-

tekten, der sie mit einem großzügigen Plan in das Geschäft einbeziehen wollte, wehrte er schroff ab: «Das nicht! Ich werde mich nie entschließen können, diesen Hort des Friedens aus meinem Hause zu entfernen.» So wohnte die Großmutter bis ans Ende ihres Lebens im Geschäft und blieb der Mittelpunkt der Familie.

Alle Welt nannte sie «Bettychen». Klein und zierlich von Gestalt, bestätigte sie noch mit achtzig Jahren die graziösen Porträts ihrer Jugend. Immer bewegte sie sich schnell – sie lief mehr als sie ging, auch als ihr Rücken schon müde und gekrümmt war. Sie hatte ein schmales Gesicht, das nach orthodox-jüdischer Sitte der künstliche Scheitel rahmte, eine Perücke, deretwegen ihr, zu ihrem Leidwesen, am Hochzeitstag das eigene Haar abgeschnitten worden war. Sie konnte herzlich lachen, aber ebenso energisch dreinblicken. Dann kniff sie ihren Mund zusammen, und ihre tiefe, sonst gütig-ruhige Stimme war knapp und entschlossen: sie wußte, wie man mit Kindern umgeht; sie hatte selbst ihrer sieben zur Welt gebracht und großgezogen. Zuweilen auch leuchtete es spöttisch aus ihren Augen. Mir stand sie besonders nah; ich verehrte sie, denn schon zu einer Zeit, als die anderen mich noch als Kind behandelten, hatte sie mich als Gleichberechtigten am Gespräch teilnehmen und frei meine Meinung äußern lassen.

Die Großmutter las viel, bis an ihr Lebensende studierte sie jeden Morgen «das Blatt» sehr genau, war über alle Ereignisse und Vorkommnisse eingehend orientiert; sie verfügte über ein glänzendes Gedächtnis. Im Jahr 1832 geboren, war sie noch Zeitgenossin der großen Dichter und hatte die Kriege des Jahrhunderts erlebt. Von ihr stammten die zahlreichen Anekdoten, mit denen ich zum Staunen der Lehrer in meinen Aufsätzen aufwarten konnte. Von ihr auch empfing ich die ersten Kenntnisse von religiösen Werten und von der Stellung der Juden im deutschen Volke.

Zumeist empfing sie mich in ihrem Wohnzimmer, im Sessel am Fenster sitzend. Gegenüber stand der Sekretär, ein alter Schreischrank aus braunem Nußbaumholz, der mit seinen

Schubladen und Geheimfächern für mich stets etwas Mysteriöses an sich hatte. Sie selbst hatte nichts Geheimnisvolles, ihre Lebensauffassung war sachlich, sie hatte nicht selten strenge Verweise für mich zur Folge. Kam ich als Pennäler zu ihr, die Schulmappe unterm Arm, so ließ sie sich nicht abhalten, einen Blick in meine Hefte zu werfen, meine Handschrift gründlich zu kritisieren. Sie nannte sie charakteristisch, aber unleserlich und bedauerte den Lehrer, der «das Zeug» lesen müsse. Und mißbilligend schüttelte sie den Kopf, wenn sie Eselsohren in den Büchern glättete. «Du bist unordentlich und wirst es bleiben», sagte sie und hat wohl recht behalten.

Kam der Freitagnachmittag, so zog sie ihr bestes Kleid an. Beim Eintritt der Dämmerung dann erhob sie sich feierlich, nahm die grüne Decke vom Tisch, legte schneeweißen Damast auf, strich ihn mit ihren Händen glatt. Dann stellte sie zwei Leuchter auf und entzündete die Kerzen, faltete ihre Hände, begann leise zu beten. Es war still geworden im Zimmer, kaum hörte man den Straßenlärm, der durch die geschlossenen Fenster nur gedämpft hereindrang. Lautlos bewegten sich die Lippen der Großmutter, die tief ins Gebet versunken vor dem Tisch stand. Nach einer Weile hob sie Kopf und Arme gegen die Decke, ließ darauf langsam die Hände zu den brennenden Kerzen sinken, beschrieb zum Abschluß der Gebärde mit geöffneten Fingern einen Bogen über dem Licht. Dann wandte sie sich zu mir und sagte leise mahnend: «Der Schabbat ist zu uns gekommen. Nimm auch du ihn auf und genieße seinen Frieden», und legte segnend ihre Hände auf meinen Kopf, während ich eine unvergeßliche Feiertagsstimmung in mir fühlte.

Von den Fenstern ihrer Wohnung hatte man einen schönen Rundblick auf die Stadt mit dem Dom. Vor allem aber auch war ich in der unmittelbaren Nähe des Geschäfts, das mich immer wieder anzog. Wir Kinder durften dort nie unangemeldet erscheinen. Aber eines Sonntagsmorgens – ich war etwa zehn Jahre alt –, forderte der Vater mich auf, ihn zum Geschäft zu begleiten. Genau erinnere ich mich noch an diesen ersten Gang mit dem Vater, dem viele folgten. Damals

waren die Läden sonntags bis drei Uhr geöffnet, aber er ließ schon um ein Uhr schließen, damit den Angestellten wenigstens ein freier Nachmittag zur Verfügung stand. Der «geschlossene Sonntag» ist in Deutschland ja erst nach dem ersten Weltkrieg eingeführt worden, und von der Fünftagewoche hat man damals nicht einmal geträumt. Freilich war das Leben insgesamt ruhiger, die Zeit riß nicht an den Nerven wie heute, und die Tage gingen noch ohne allzuviel Lärm dahin. Auch die Entfernungen innerhalb der Städte waren keineswegs so beträchtlich. Wir wohnten ganz am Rande der Neustadt, konnten aber das Zentrum, in dem das Geschäft lag, zu Fuß bequem in einer halben Stunde erreichen. Man kann sich heute kaum noch vorstellen, daß die städtische Straßenbahn von Pferden gezogen wurde, und daß Drehorgelmänner, vom Fahrdamm her, mit Walzern und wehmütigen Liedern manchem die einzige musikalische Unterhaltung des Tages lieferten, die durch ein paar aus dem Fenster geworfene Pfennige belohnt wurde. Spazierte ich des Sonntagmorgens mit dem Vater durch die Straßen, so begegneten uns nur wenige Passanten; es gab kaum Autos, Pferdewagen waren um diese Zeit selten unterwegs. Wir bevorzugten Nebenstraßen und gingen in der Mitte der Fahrbahn, während der Vater vom Geschäft erzählte.

Auf diesen Sonntagsspaziergängen hat er mich, zunächst etwas spielerisch und später mit aller Eindringlichkeit in das Wesen seiner Unternehmungen eingeführt, im Laufe der Jahre mich mit den Grundzügen der Buchführung ebenso vertraut gemacht wie mit seiner Auffassung von Treu und Glauben, mit der Technik des Einkaufs, mit der Psychologie von Mitarbeitern und Kunden, mit den Problemen der Werbung. Auch die Organisation des Stammhauses und die Koordination der Filialen in Bonn, Koblenz und Frankfurt lernte ich dabei kennen. Mit vierzehn Jahren war ich theoretisch bereits gut beschlagen. Gewiß, ich hätte das Unternehmen nicht führen können, weil mir Erfahrung und Überblick fehlten, aber ich hatte einen mündlichen Lehrgang hinter mir, der mir stets wertvoll gewesen ist. Der Vater muß sich

seinen Stoff vorher zurechtgelegt haben, denn er behandelte jeweils ein abgeschlossenes Thema und endete genau vor dem Portal des Geschäftshauses. Natürlich durfte ich meine Fragen stellen, obgleich er es nicht allzusehr schätzte, wenn ich ihn unterbrach.

Auch von der Geschichte des Geschäfts, das der Großvater im Jahr 1872 in Köln gegründet hatte, erzählte er mir und von seiner Heimat Michelstadt im Odenwald – wie er als Knabe dort auf Pferden durch den Wald geritten, verbotenerweise zur Winterszeit auf dem nahen Flusse Schlittschuh gelaufen und im Eis eingebrochen war. Lächelnd gestand er, als Bub im Nachbargarten Äpfel gestohlen zu haben und entnahm im Büro dem Schreibtisch das Bild eines kleinen Jungen, dessen rechte Hosentasche stark aufgebauscht war. «Das bin ich», sagte er, «und in der Tasche ist ein Apfel, den ich noch stiebitzt hatte, bevor wir zum Fotografen gingen.»

Als er gelegentlich von seinem Grundbesitz gesprochen und mir auseinandergesetzt hatte, warum es für den Einzelhändler rentabler sei, sein Geschäft im eigenen Hause zu betreiben, fragte ich voll Erstaunen: «Bist du reich, Vater?» Und ich erinnere mich genau seiner ernsten Miene und seiner Antwort: «Reich ist etwas ganz anderes. Aber ich habe viel Erfolg in meinem Leben gehabt, weil ich immer sehr fleißig war, und weil ich, obgleich ich mein Ziel hoch steckte, niemals große Rosinen im Kopf trug. Ich habe keine Existenzsorgen und bin ein freier Mann.» Dies hat er oft wiederholt und ebenso oft hinzugefügt: «Reich kann man nur im Innern sein, im Glauben an Gott, an Bildung, die man zu erwerben, und an Geduld, die man zu üben hat. Auf die äußeren Werte gebe ich nicht viel, Glück ist vergänglich, und das Geschäft verfiele, sollte ich nur für kurze Zeit nicht auf alles achten.»

Im allgemeinen war der Vater ein strenger Mann, den ich im Geschäft nur selten habe lachen sehen. Auch mich hat er zum Ernstsein erzogen und keine Nachsicht walten lassen, aber auch seine Güte gezeigt. Als ich in der Schule einmal, wegen einer langen Krankheit, nicht mitkam und darüber unglücklich war, verbrachte er manchen Abend an meinem

Bett und tröstete mich. Ich sehe mich noch mit jenem Zeugnis, das mir so gar nicht gefiel, sein Zimmer betreten – er saß in seinem Sessel und las die Zeitung, schüchtern wartete ich an der Tür. Da blickte er sehr freundlich zu mir herüber und nahm das Zeugnis an sich. «Du bist, wie ich weiß, sehr fleißig gewesen», vernahm ich nach einer Weile, «trotzdem sind die Zensuren alles andere als gut. Es geht aber nicht alles glatt im Leben, manchmal spielt das Schicksal einen Streich und vernichtet alle Anstrengungen. Dir ist diesmal deine Krankheit zum Verhängnis geworden. Ich bin zufrieden mit dem Zeugnis, es hätte schlimmer kommen können.» Dann zog er seine Börse, entnahm ihr ein Goldstück und gab es mir mit den Worten: «Kaufe dir etwas Schönes, du hast es verdient», und wandte sich wieder seiner Zeitung zu. Von Dank wollte er nichts wissen.

Eine andere lustige Erinnerung an seine verständnisvolle Art: Ich war gerade fünfzehn Jahre alt, als ich im Stadtwald zum erstenmal ein Mädchen küßte. Freudestrahlend hatte ich tags darauf das Erlebnis der Mutter berichtet. Aber sie sah mich streng an und erwiderte in ihrem Frankfurter Dialekt, den sie nie hat verleugnen können: «Ungezogner Bub! Das werd' ich dem Vater erzähle', wart nur, wenn er heimkommt!» Nun hatte der Vater die Gewohnheit, am Eingang zweimal kurz zu klingeln, damit die Suppe auf dem Tisch dampfte, sobald er das Zimmer betrat. Ich weiß noch, wie diesmal mein Herz zu klopfen begann, als das gewohnte Signal ertönte. Die Mutter stand mit ernster Miene in Positur: «Weißt du», sagte sie, auf mich deutend, als erstes, «was er gemacht hat? Er hat gestern im Stadtwald ein Mädchen geküßt und ist auch noch stolz drauf.» Der Vater blickte einen Augenblick lang vor sich hin, um sich dann zu mir zu wenden und zu fragen: «Ist sie schön?» «Ja», sagte ich ehrlich. «Sie ist sogar sehr schön!» Da erwiderte der Vater: «Dann hast du völlig recht gehabt, mein Sohn», und floh vor den erstaunten Blicken der Mutter ins Bad.

Als ich vor der Berufswahl stand, erklärte mir der Vater, es sei sein sehnlichster Wunsch, daß ich einmal sein Nachfolger

werde. «Für den Fall, daß du dich entscheidest, Kaufmann zu werden, will ich alles daransetzen, dir eine gründliche Ausbildung zu verschaffen. Ich fühle mich aber verpflichtet, folgendes zu betonen: Wie du weißt, führe ich vier Schuhgeschäfte. Sie gehören ihrem Aufbau und ihrem Umsatz nach zu den bedeutendsten in Deutschland. Ich verkaufe nur sorgsam ausgewählte Modeschuhe erster Qualität aus Europa und Amerika. Mein Unternehmen leite ich nach soliden Grundsätzen – mit eigenem Kapital, ohne Bankkredite. Aber in den Augen unserer Mitbürger ist das keine noble Beschäftigung. Betrachte ich mich doch nicht nur als Kaufmann, der es nicht verabscheut, Geld zu verdienen und nutzbringend anzulegen, sondern ich beschäftige mich obendrein mit den Füßen anderer Leute und das auch noch als Einzelhändler. Unseren Mitbürgern scheint das nichts Feines, und wenn du einen vornehmen Beruf ausüben willst, mußt du Akademiker werden. Als Arzt oder Rechtsanwalt bist du ohne weiteres salonfähig. Für einen Schuhhändler ist das so eine Sache. Wenn du aber Freude daran hast, einer großen Organisation vorzustehen, die dir interessante Aufgaben stellen und dich obendrein in die Lage versetzen wird, deinen Neigungen nachzugehen, dann ist im Geschäft der rechte Platz für dich.»

Ich habe diesen Platz gewählt und es nie bereut, aber auch nie die väterlichen Worte vergessen, um so weniger, als später einmal ein von mir sehr bewunderter Warenhausbesitzer mir erzählte, wie schwer es ihm nach der Errichtung seines ersten Kaufhauses geworden sei, Eingang in die «bessere» Gesellschaft zu finden. Sein Unternehmen, das nur reguläre Waren in kaufmännisch einwandfreier Weise anbot, unterschied sich von den übrigen durch nichts anderes als dadurch, daß es auf Grund vorteilhafter Kalkulation und großzügigen Einkaufs billiger sein konnte als jene Geschäfte, die solche Initiativen nicht aufbrachten. Trotzdem wurde er «der Preise wegen» als «Ramscher» betrachtet. Als Grossist, meinte er, hätte er sogleich zu den «Herren» gehört. Aber wer wollte mit einem Einzelhändler verkehren, der sich mit «Fünfundneunzig-Pfennig-Tagen» an die breite Masse wandte!

Besonders gedachte ich der väterlichen Mahnung, wenn ich mit Akademikern – älteren und jüngeren Semesters – über den Beruf des Einzelhändlers diskutierte, den viele nicht als gleichberechtigt anerkennen wollten. Ein Arzt erklärte mir einmal, er wünsche sich als Schwiegersohn jemand anderes als einen Kluftenhändler, der jeder Klosettfrau nachlaufen müsse, um ihr einen Firlefanz anzuhängen. Ich hielt ihm entgegen, daß dieses Gewerbe von ehrenwerten Damen ausgeübt werde, die an einigen Orten sogar in städtischen Diensten stehen, daß aber auch der Akademiker nicht selten in die Lage komme, den Mitgliedern dieser Zunft lebenswürdig entgegenzutreten, zum Beispiel, wenn sie als Patientinnen den Arzt aufsuchen. Dann behandle er die Waschraumbesorgerin doch hoffentlich ebenso honorig wie den berühmten Universitätsprofessor.

Darauf ging ich zu einem kurzen Vortrag über die Leitung eines Detailgeschäfts über; sie sei gleichfalls mit geistiger Arbeit verbunden. Er irre, wenn er glaube, den modernen Einzelhändler mit dem einstigen Kleinkrämer vergleichen zu dürfen. Die Methoden der Marktanalyse und -prognose, ohne die heutzutage ein Geschäft bestimmten Umfangs nicht mehr auskomme, seien eine Wissenschaft, die gründlich erworben und durch fortwährende Studien von Büchern und Zeitschriften gepflegt und erweitert werden müsse; nur so sei es möglich, das sehr komplizierte Einkaufswesen systematisch und rationell zu bewältigen. Und dabei sei etwas Fingerspitzengefühl ebenso unentbehrlich wie bei der ärztlichen Diagnostik, die in gewissen Fällen auch nicht ein Quantum spekulativen Vorstellungsvermögens entbehren könne.

Der Arzt war wenig informiert, ich glaube aber, daß meine Worte ihm Eindruck gemacht haben. Es hat mich sehr belustigt, daß sich wenig später eine seiner Töchter mit einem Kaufmann verloben wollte. Der war zum Glück nicht auf den Mund gefallen. Als der Arzt den jungen Bewerber mit den Worten: «Sie wollen also mein Schwiegersohn werden!» empfing, soll er geantwortet haben: «Wenn ich Ihre Tochter heiraten sollte, wird sich das leider nicht vermeiden lassen.» Als

ich nach meinem Plädoyer heimwärts ging, überlegte ich, was mir eigentlich den Mut zu meiner kleinen Ansprache gegeben hatte. Ich fand, daß ich meine Sicherheit dem Geschäft verdankte.

Diese Neigung und Verbundenheit waren es im Grund, die mir eine mit dem Abitur abschließende Gymnasialbildung nicht allzu wesentlich erscheinen und mich mit dem «Einjährigen» begnügen ließen, und ohnehin bin ich nicht allzu gern zur Schule gegangen. Ich lernte weder schwer noch ungerne – im Gegenteil: der Stoff an sich interessierte mich, wenn auch die deutsche und die fremden Sprachen, die Geschichte der Literatur und dazu Chemie mich mehr fesselten als Mathematik. Es war allein die übliche Atmosphäre eines vom Zwang bestimmten Schulgeistes, die mich abstieß. Der Schüler stand zum Lehrer in einer Art von Untertanenverhältnis. Daß dennoch der Vater für sein Teil den damaligen Zustand für menschlich hielt, wunderte mich nicht weiter, denn er erinnerte sich noch einer Zeit, in der in seiner Heimat im Odenwald die Lehrer eine grüne Uniform und einen kurzen Säbel trugen. Und ganz so militärisch ging es bei uns nicht mehr zu, aber Schüler-Ausschüsse und Selbstverwaltung wiederum gab es auch nicht, da man es wohl für unbecömmlich hielt, wenn «junge Menschen zu früh selbständig» wurden.

Die Lehrer saßen sehr würdevoll vor der schwarzen Tafel an erhöhtem Pult; und von dort, vom Katheder her, kam die Weisheit, nicht selten in einer Form, die wie ein Befehl klang. Eine unüberbrückbare Kluft zwischen Lehrer und Klasse ließ keinerlei Gemeinschaft zu. Und machte der Magister, sonst todernst, einen Scherz, so war das für uns Jungen ein Ereignis, das wir in strammer Haltung wie etwas Unstatthaftes über uns ergehen ließen. Der Vormittag war stets voll Pein, weil der Unterricht mit dem Abhören der aufgegebenen Lektionen begann, und fast den ganzen Nachmittag verbrachte ich mit den neuen Aufgaben, so daß ich des Abends abgekämpft ins Bett fiel. Für die Turnspiele, die zweimal im Monat veranstaltet wurden und wohl etwas mehr Freiheit boten,

fand ich nie Zeit. Und vor den großen Prüfungsarbeiten, die in meinen ersten Schuljahren wöchentlich, später auf Grund eines Ministerialerlasses monatlich einmal stattfanden, ging ich vor lauter Aufregung meist ohne Frühstück zur Schule. Daß dadurch meine Leistungen nicht gerade gehoben wurden, versteht sich. Nicht selten verpfuschte ich mit zitternden Händen ganz unnötig etwas aus reiner Schwäche.

Glücklicherweise verharrten nicht alle Lehrer hinter ihrer Maske. Ein alter Mathematiker fragte gelegentlich meine Mutter, was mir wohl fehle, im mündlichen Unterricht sei ich immer gut bei der Sache, während meine Klassenarbeiten zu wünschen übrig ließen. Als sie ihm erzählte, daß ich vor Prüfungsarbeiten nicht essen könne, versprach er, einzugreifen. Und plötzlich stand er während eines schriftlichen Exams, das den ganzen Vormittag dauerte, vor mir, ob ich heute morgen denn gefrühstückt habe. Als ich verneinte, befahl er mir, die Arbeit zu unterbrechen und zuerst mein Vesperbrot zu essen. Auf meine Antwort, daß ich dann nicht bis ein Uhr fertig werden könne, entgegnete er lächelnd: «Dann werden wir eben hierbleiben, bis du fertig bist – aber, für eine schwere Sache braucht man eine gute Unterlage.»

Er hat Wort gehalten. Alle anderen waren schon nach Hause gegangen, ich arbeitete eifrig, und er saß auf seinem Katheder und las die Zeitung. «Nimm dir Zeit», sagte er in seinem Kölsch, «da müssen die bei uns beiden zu Haus eben mal was länger mit dem Mittagessen warten.» So konnte ich den «Pythagoras» geometrisch und algebraisch beweisen, das Wohlwollen des Lehrers gab mir Kraft. Gleich dem Segenspruch der guten Fee im Märchen hörte ich seine Worte: «Nicht ein einziger Fehler – das hast du gut gemacht, mein Sohn! Nun mach aber auch endlich Schluß mit der Angstmichelei!»

Obgleich das im Ganzen wenig weiter half, für diesen Professor schwärmte ich und mit doppelter Anstrengung beteiligte ich mich an seinem Unterricht. Zur Begeisterung für die Schule hat das natürlich nicht gereicht. Erst in der Untersekunda wieder, nachdem ich wegen monatelanger Krankheit zurückbleiben mußte, hat ein junger Lehrer mir durch Verständnis

über manche Schwierigkeiten hinweggeholfen. Es war jedoch zu spät. Ich empfand die Schule als Last, und das tägliche Abgehörtwerden war mir unerträglich. Begriffe wie «die schöne Schulzeit, die sorgenlose», kenne ich nur vom Hörensagen, und mit Erstaunen habe ich später von meinen Kindern erfahren, daß die Verurteilung, einen Tag lang nicht in die Schule zu kommen, heute oft als Bestrafung gilt. Wie hätte ich mich über eine solche «Strafe» gefreut...

Gleichwohl, ich bedaure es heute noch, die Reifeprüfung nicht abgelegt zu haben, wenn ich auch das Papier, das zur Erlangung akademischer Grade berechtigt, nie vermißt habe. Gerade die drei obersten Gymnasialklassen vermitteln ein Wissen, das ich nach dem Abgang von der Schule entbehrte. Lange Zeit war ich in so manchen Erkenntniszusammenhängen gehemmt, deren ein einigermaßen Gebildeter nun einmal nicht entraten kann. Ich glaube zwar, seither etliche Lücken durch Lektüre, Privat- und Hochschul-Kurse ausgefüllt zu haben, betrachte jedoch meinen frühen Schritt ins praktische Leben als Fehler.

Natürlich nahm der Vater mich nicht sogleich als Teilhaber auf. Sein Plan war, mich zunächst bei anderen großen Firmen in die Lehre gehen zu lassen, und zur Vorbereitung darauf sandte er mich vorderhand auf eine Höhere Handelsschule nach Genf, wo ich auch mein Französisch vervollkommen sollte.

Gern war ich dort, in einem ungebundenen, freien Schulleben. Das Institut, ein Internat, in dem ich auch wohnte, lag außerhalb der Stadt auf einer Höhe. Vom Fenster meines Zimmers sah ich über Genf und den See hinweg auf das ferne, schneebedeckte Massiv des Montblanc, vor dem Haus selbst erstreckte sich ein weiter, grüner Park mit Beeten und Ziergewächsen, von denen zu jeder Zeit eine Sorte blühte. Eigentlich zum erstenmal in meinem Leben verbrachte ich längere Zeit in ländlicher Umgebung. Bis dahin hatte ich mit Ausnahme der Ferienwochen, die wir in steinkastenartigen Ho-

tels zu verbringen pflegten, nur die Stadtwohnungen der Eltern gekannt und den Ausblick auf andere Miet-Etagen. Hier nun weckte mich am frühen Morgen die Zwiesprache der Vögel. Oft lag ich lauschend in meinem Bett, lernte das Flöten der Amsel vom Schlag der Nachtigall unterscheiden und hörte die ferne Antwort, die aus einer anderen Welt zu kommen schien. Ich stand früh auf, besuchte die blühenden Bäume, die Rosen, die Geranien, am liebsten bei Sonnenaufgang, solange noch der frische Tau auf den Blättern glitzerte. Bei den stattlichen Rosenstöcken brauchte ich mich nur umzuwenden, um ein Bild tiefen Friedens zu genießen: da lag wie gerahmt in die Giebel der Stadt, von denen soeben der Dunst sich hob, der azurblaue See, über ihm die silberne Spitze des Bergs. Ich konnte mich immer nur mit ein wenig Gewalt gegen mich selbst von diesem Anblick lösen und bedauerte, daß mein Studium mir so wenig Zeit zum Verweilen ließ.

Beglückt fand ich unter meinen Mitschülern einen Gleichgesinnten, der mich ins Bergsteigen einführte. Jeden Sonntag zogen wir auf einen Übungsplatz und erregten schließlich die Aufmerksamkeit eines Lehrers, der uns eines Tags begleitete, um unser Können zu prüfen. Zufrieden mit uns, führte er uns von da an zu größeren Felsbesteigungen und zu Gletschertouren. So habe ich die Einsamkeit des Gebirges kennengelernt, die bedrückende Enge der Felsenwelt und die Weite der großen Schneefelder. Meist brachen wir, ehe es hell wurde auf, und die Sterne wiesen uns den Weg. Bei diesen nicht immer mühelosen Besteigungen unterwies der Lehrer uns geschickt in der Sternkunde.

Es war der Sommer 1914. Wir kamen von einer Tour aufs Breithorn in der Monte-Rosa-Gruppe nach Interlaken hinab, dichte Menschenknäuel standen vor Plakatsäulen; Extrablätter verkündeten, der deutsche Kaiser habe die Mobilmachung befohlen. Ich las die Nachricht und blickte verstohlen auf die Gefährten. Mein Freund war Russe, unser Lehrer Franzose. Bis zu diesem Augenblick waren wir Kameraden gewesen; als wir nun weitergingen, war alles anders geworden. Ich be-

merkte, daß plötzlich zwischen den beiden eine Beziehung entstanden war, von der ich irgendwie ausgeschlossen blieb. Nicht, daß nun von ihrer Seite gehässige Äußerungen gefallen wären. Nein, gewiß nicht. Aber unverkennbar war da etwas Neues, Fremdes zwischen uns getreten, und wir sprachen kaum mehr. Bis schließlich der Lehrer das Eis brach: «Sie wissen doch», erklärte er, «daß die gegnerischen Anwälte sich vor Gericht oft heftig streiten und hinterher dann nicht selten zusammen ins nächste Restaurant gehen und sich prächtig unterhalten. Prozeßfeindschaft ist keine persönliche Feindschaft. Halten wir es doch ebenso!»

Das war gewiß gut gemeint, aber es vermochte das alte Verhältnis nicht wiederherzustellen. Ich verließ die beiden, um zu einem Postamt zu gehen und telegraphisch den Vater zu fragen, ob ich nach Hause kommen solle. Dann traf ich die Gefährten wieder; sie saßen in einem Café, auf der Straße, in politische Probleme vertieft. Der zwanzigjährige Russe verkündete mit weit vernehmlicher Stimme, der kommende Krieg werde die Weltherrschaft der slawischen Völker bringen. Jedes Volk sei einmal an der Reihe, und nun seien es die Slawen, die ans Steuer der Geschehnisse träten. Übrigens werde dieser Krieg dem russischen Volk die Demokratie bescheren!

Zweifellos sah der junge Mann den Kommunismus nicht voraus und hätte ihn auch nicht gewünscht. Der Sozialismus war ihm wesensfremd, dem sehr frommen Sohn eines begüterten griechisch-orthodoxen Hauses. Vielmehr dachte er, Rußland könne eine konstitutionelle Monarchie entwickeln, der sich alle slawischen Völker samt Ungarn und dem übrigen Balkan anschließen würden; habe dann vollends das «künstliche österreichische Gebilde» unter seinem vertrottelten Monarchen sich aufgelöst und Deutschland mit sich in den Abgrund gezogen, so sei die drohende Gefahr des deutschen Imperialismus ein für allemal beschworen. Als ich ihn fragte, was denn nach seiner Meinung aus dem deutschen Volk werden solle, gab er zu, das freilich wisse er auch nicht – jedenfalls sei es, von seinen Fürsten und Kaisern und Königen erzogen, noch lange nicht reif zur Demokratie und müsse

erst einmal bei anderen Völkern in die Lehre gehen. Meinem Einwand, wieso denn gerade das von seinen Zaren geknechtete Russenvolk mehr Eignung für die sofortige Übernahme der ihm doch ebenfalls ungewohnten demokratischen Freiheit besitze als das deutsche, erwiderte er, das sei etwas gänzlich anderes. Vor allem sei es eine logische Folge der Geschichte, daß nunmehr das Morgenrot der Weltherrschaft den slawischen Völkern leuchte. Diese Logik begriff ich nie.

Unser französischer Lehrer hatte nur wenig gesprochen. Schließlich sagte er, wir sollten beide nicht außer acht lassen, daß die deutsche Armee die beste Organisation der Welt darstelle. Er bezweifle, ob etwa die französische es mit ihr aufnehmen könne. Im übrigen sah er in einem Krieg eine unerwünschte Störung bürgerlichen Lebens und bemerkte mit schmerzlichem Lächeln, er werde künftig wohl – von einem ganz anderen «Zeitvertreib» gänzlich beansprucht – kaum mehr zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, zum Malen und Angeln, kommen. «Liebe Freunde», schloß er, «lassen Sie uns zählen. Ein neues Jahrhundert ist angebrochen.»

Ich blickte mich um, über die weiten Wiesen hinauf zum Jungfrau-Gletscher und über die Felswände des Eiger zurück zu unsrem Platz. Dann erhoben wir uns, der Lehrer faßte uns am Arm; noch heute höre ich seine Mahnung: «Es war das letztmal. Wir wandern jetzt in eine andere Epoche. Aber, wie es auch zugehen wird – vergessen Sie nie unsre gemeinsamen Touren. Vergessen Sie nicht, daß wir bis heute niemals daran gedacht haben, daß wir drei verschiedenen Nationen angehören. Vergessen Sie nicht, daß dieser Krieg kein persönlicher Krieg, kein Krieg der Völker, sondern ein Krieg der Kabinette ist. Nun müssen die Völker einander gegenseitig töten, und nun kommt so viel Unglück über die Familien. Vielleicht werden Sie, liebe Freunde, in Situationen geraten, in denen Sie denken «Über alles die Nation!» Dann, bitte, erinnern Sie sich dieser Stunde. Bleiben Sie menschlich, handeln Sie nach dem Grundsatz «Über alles das Menschliche!» Das andere klingt wohl schön, aber es ist eine zweifelhafte Maxime. Es ist immer gefährlich, mit Prestige zu hantieren,

sei es in der nationalen oder in der privaten Sphäre. Da wie dort bedeutet es Verengung des Blicks und Rückschritt.)

Wir sprachen nicht mehr von Politik. Wir fuhren nach Genf zurück, zumal Nachrichten eintrafen, die den vollen Ernst der Lage zeigten. Im Internat fand ich ein Telegramm des Vaters: es forderte mich auf, nach Hause zu kommen, der Krieg sei Tatsache. Es war ein allgemeiner Aufbruch im Gang, aber er ließ genug Zeit, um festzustellen, wie die politische Entwicklung die Menschen und ihre Beziehungen zueinander vergiftet hatte. Als ich über den Flur zu meinem Zimmer ging, stellte sich mir plötzlich ein Junge in den Weg. Ein Südfranzose – wir waren Zimmernachbarn gewesen, oft hatte ich ihm bei den deutschen wie er mir bei den französischen Aufsätzen geholfen, und das berühmte Diktat, das Napoleon in St. Cyr zu bestehen hatte, und das selbst für Franzosen nicht leicht ist, weil es nur Worte enthält, aber des Sinns entbehrt, hatten wir beide, dank gemeinsamer Vorbereitung, ordentlich hinter uns gebracht und seitdem als unzertrennliche Freunde gegolten. Nun stand er vor mir, versperrte mir den Weg. Neben ihm zwei seiner Landsleute. Sie ballten ihre Fäuste, und einer rief mir entgegen: «Einen schönen Kaiser habt ihr! Aber ihr Deutsche seid ja alle so falsch, ihr seid freundlich und insgeheim kriegslüstern.» Ein anderer rief: «Kein Wunder, sie spielen schon als Kinder nur mit Soldaten!» Dann spuckten sie alle vor mir aus und ließen mich stehen. Abends im Speisesaal begegnete ich feindlichen Blicken, man sprach nur das Nötigste mit mir, und der einzige, der sich zu mir setzte, war ein junger Mann aus Marienbad, der bekannte, er wisse eigentlich gar nicht recht, wohin er gehöre.

Als ich mit meinem schmalen Handkoffer die Schule verließ, wehte mir wie zum Abschied der Duft der Rosenbüsche entgegen. Es war kurz vor Mitternacht. Die Straßenbahn fuhr nicht mehr, und die Taxis hatten infolge der schweizerischen Mobilmachung den Dienst eingestellt. So ging ich zu Fuß, und mit mir ging das Echo meiner Schritte. Über dem See, hinterm Montblanc, stieg ein roter Vollmond auf. Ich erinnere mich der riesigen Scheibe, die wie ein drohendes Fanal

hervorkam. Oft mag man rückblickend Erlebnissen eine Bedeutung beimessen, die sie ursprünglich nicht hatten, aber in diesem Fall ist es, ich weiß das, anders gewesen: ich spürte, daß dieser nächtliche Gang durch die stillen Straßen zum Bahnhof symbolische Züge trug; als ich einmal stehen blieb, um mich umzuwenden und zu dem hell erleuchteten Institut hinaufzublicken, da sagte etwas in mir, daß ich da oben mein ganzes bisheriges Leben zurückließ.

Es war mein Gang vom Frieden in den Krieg.

Die Reise von Genf nach Köln dauerte genau acht Tage und Nächte. Nicht, daß ich sie freiwillig unterbrochen hätte; aber oft blieb der Zug wegen der Truppentransporte viele Stunden auf irgendwelchen Stationen liegen, und manchmal war es unmöglich, auf den Bahnhöfen Verpflegung zu bekommen, so daß ich in die Orte gehen mußte, um mir etwas zu verschaffen.

Schon kurz hinter der deutschen Grenze hatte unser Zug Transporte passiert. Die Soldaten waren fröhlicher Laune, als ahnten sie nichts von der blutigen Zukunft; die meisten waren mit Blumen geschmückt, die Waggons mit Aufschriften bemalt. Man las «A Paris!» oder «Nieder mit dem Erzfeind!» oder «Jeder Tritt – ein Brit! jeder Stoß – ein Franzos! jeder Schuß – ein Russ!» und sah Karikaturen des Präsidenten Poincaré oder des englischen Königs. Standen auf den Stationen zivile und Militärzüge einander gegenüber, so kam es zu scherzhaften Zurufen von beiden Seiten. Oft auch konnte ich vom Abteilsten aus Unterhaltungen führen und nach der Meinung der Leute fragen: sie waren überzeugt, dieser Krieg sei ein Spaziergang nach Paris, und Weihnachten sei alles wieder zu Hause.

Die gleichen Beobachtungen machte ich in Städten und Dörfern. Im Fahnnenschmuck prangten die Straßen, viele Wohnungen waren beflaggt, und es sah aus, als sei der Endsieg schon errungen. Die Menschen bekundeten Zuversicht und Vertrauen zu Kaiser und Heer, die Bilder des Monarchen, des Thronfolgers, des alten und des neuen Moltke standen in den Schaufenstern. Dazu gab es Berichte über einen Husaren-

ritt des schon von Anno 70 bekannten Generals Graf Häseler, der mit zwei oder drei Reitern eine französische Grenzfestung angegriffen und die Feinde trotz Übermacht in die Flucht geschlagen habe. Gerüchte über zahllose Spione und Saboteure wucherten, und überall wurde man durch Plakate ermahnt, vorsichtig zu sein, um nicht dem Feind zu helfen. Ich hütete mich, zu erwähnen, daß ich aus der Schweiz komme, da alles Ausländische schon an sich verdächtig war. Eine Bekannte unsrer Familie, eine Dame, die englische Moden liebte und sportlich burschikos wirkte, geriet dadurch in arge Bedrängnis: ein Mann verfolgte sie, riß ihr den Hut vom Kopf und zerrte sie an den Haaren, weil er glaubte, sie sei ein verkleideter Spion. Sie hatte das Glück, von einem zufällig des Wegs kommenden Kriminalbeamten, der sie kannte, befreit zu werden.

Die Zeitungen hatten sich ganz auf die gleiche Tonart eingestellt. Viele begrüßten den Krieg als die Erlösung von dem Damokles-Schwert, das infolge der fortwährenden Drohungen der Entente seit langen Jahren über dem deutschen Volk geschwebt habe. Ein Blatt zitierte, um seinem Leitartikel die Schlagzeile zu geben, den alten Vers «Hurrah, Germania!» Hermann Sudermann, von der gesamten Presse gefeiert, war Verfasser eines der ersten Kriegsgedichte, dessen letzter Vers lautete: «Was wir waren, sank in Trümmer – ewig bleibe, was wir sind!» Er war nicht der einzige, es waren viele, die in diesen Tagen der nationalen Hochflut dabei sein wollten und den Krieg verherrlichten, den sie später verabscheuen lernten.

Ich war damals sehr jung, siebzehn Jahre alt, und ich innere mich noch heute, wie fassungslos ich all dem gegenüberstand, und wie es mich trotzdem überwältigte. Ich kam aus dem Ausland und hatte soeben noch das «Journal de Genève» und die deutsch-schweizerischen Zeitungen gelesen und war mit ganz anderen Vorstellungen vom Krieg nach Deutschland gekommen. Drüben, auf der anderen Seite und im neutralen Ausland, gab es keinen Jubel. Hier sah der Krieg ganz anders aus. Aber hatte nicht der französische Lehrer, unser

Bergfreund, einige Tage vorher noch gesagt: «Deutschland ist glänzend auf den Krieg vorbereitet!» Und hatten wir nicht einen Hohenzollern-Kaiser von Gottes Gnaden! Und wußten wir nicht von der Schule, daß die Welt uns um unsre Armee, unsre Generäle ebenso beneidete wie um unsre Wirtschaft! Und natürlich hatten die Engländer, die elenden Krämer, uns nicht wegen der belgischen Neutralität den Krieg erklärt, sonder wegen des Weltmarkts, den unsre Industrie der ihrigen streitig machte. Nein, das war kein «Krieg der Kabinette» – es war ein echter Volkskrieg, ein notwendiger und gerechter Krieg!

So kam es, daß ich mich ein wenig wunderte, als der Vater, nachdem wir einander begrüßt und ich ihm meine Eindrücke geschildert hatte, anderer Meinung war. Er war sehr ernst und entgegnete knapp: «Wir können nur auf Gott vertrauen und auf den Kaiser. Es wird Verwundete geben, Tote und Krüppel. Hoffentlich gelingt es, den Krieg außerhalb der deutschen Grenzen zu halten.»

Meine Freunde waren zum Teil schon eingerückt oder sie warteten auf ihre Einberufung. Auch ich bat die Eltern, mich freiwillig melden zu dürfen. Der Vater ging mit mir in viele Kasernen. Überall standen dichtgedrängt Menschenmassen vor den Toren, und waren wir irgendwo in eine Schreibstube gelangt, so hörten wir, die Listen seien geschlossen, und man wisse noch gar nicht, was man – auf solchen Ansturm unvorbereitet – mit all den Freiwilligen beginnen solle. Ein Feldwebel jedoch musterte mich mißtrauisch: «Sie sind ja noch sehr jung, und der kräftigste scheinen Sie auch nicht zu sein. Lassen Sie sich ruhig noch ein bißchen rausfuttern von Müttern. Der Krieg ist ein rauhes Handwerk, Sie kommen auch noch dran und werden noch früh genug die Nase voll haben.» Ich war sehr unglücklich und schrie zu Hause: «Ich schäme mich – alle sind Soldat, nur ich laufe noch in Zivil rum! Ich bin zu spät gekommen. Vater, warum hast du nicht früher telegraphiert?»

Der Mutter war's allerdings recht so, und überdies, meinte sie, sähe ein Kriegsheld anders als ich aus. Soldat bin ich erst

später geworden, im Jahr 1916, als die Begeisterung im Rübenwinter unterging und niemand mehr vor den Kasernentoren drängte. Einstweilen meldete ich mich beim Hilfsdienst und wurde dem Telegrafenamts zugeteilt, um mit Studenten und Schülern «wichtige» Telegramme den Behörden zuzustellen. Natürlich gab es dafür keinerlei Sold, aber wir waren genug belohnt mit der roten Tasche der Depeschboten, die wir von morgens bis abends durch die Stadt fuhren und als Zeichen unentbehrlicher Kriegsteilnehmer betrachteten. Mit dem Abschluß der Mobilmachung war auch dieses Spiel zu Ende, ich verbrachte mein Lehrjahr auf einer Großbank, bis ich zum Heeresdienst eingezogen wurde. Ich kam zur Infanterie und hatte das Glück, in meiner Heimatstadt auf das harte Handwerk vorbereitet zu werden. Um was es eigentlich ging, war mir, als ich den Gestellungsbefehl erhielt, kaum bekannt. Ich hatte vom Soldatenstand nur sehr verschwommene Vorstellungen und war noch nie in einer Mannschafsstube gewesen. Ich hatte noch keinen Revolverschuß, geschweige denn einen Kanonenschuß gehört, hatte noch nie eine Waffe berührt und mit Ausnahme jenes Unteroffiziers, der den Bruder und mich einst in die Geheimnisse der Turnerei einführte, keinerlei Umgang mit Militärpersonen gehabt. Als ich zum ersten Mal mit dem berühmten Köfferchen in der Hand den Kasernenhof in Köln-Riehl betrat, tat sich mir eine Welt auf, die ihre Schockwirkung nicht verfehlte. Ich darf vorwegnehmen, daß es nicht die Disziplin war, die mich so befremdete. An Ordnung und Gehorsam hatten mich sowohl Elternhaus wie Beruf gewöhnt. Es war vielmehr der Kasernenhof, auf den ich nicht vorbereitet war – jene merkwürdige Art, sich Mitmenschen gegenüber in Ausdrücken Luft zu machen, die mir bis dahin nicht geläufig gewesen waren, und deren handfeste Kombinationen mir ebenso brutal wie komisch schienen. Als Soldat habe ich gelernt, mich an sie zu gewöhnen, ja sogar mich ihrer zu bedienen, so daß ich mir nach Beendigung meiner Militärzeit freiwillig eine linguistische Quarantäne auferlegen mußte, um den forschen Zungenschlag wieder loszuwerden.

Nun war ich also ein Musketier, und wenn ich heute an meinen Rekrutenkursus zurückdenke, ist mir, als hätte ich ihn während der Postkutschenzeit des modernen Krieges absolviert. In den ersten beiden Wochen wurde uns in der Hauptsache das vorschriftsmäßige Grüßen beigebracht, worauf man damals so großen Wert legte, daß den Soldaten, die von der Front kamen, bereits vor manchen Etappendörfern große Schilder mit der Aufschrift: «Achtung! Gerader Mützensitz! Vorschriftsmäßige Ehrenbezeugung!» entgegenleuchteten. Wir Rekruten durften die Kasernen nicht verlassen, bevor wir nicht richtiges Grüßen und Gehen gelernt hatten. Jeder mußte einzeln an einem blutjungen Leutnant vorbeimarschieren, der kritisierte und dann entschied, ob man am nächsten Sonntag Urlaub bekam oder erst den Gruß nochmals üben mußte, damit man die Kompanie nicht vor fremden Offizieren blamierte. Später lernten wir auch das Abzählen, das geradeaus und nach jeder Seite Blicken, das Rechtsschwenkt und Linksschwenkt, allein und in Kadern, die an die Gefechtsaufstellung des Großen Kurfürsten erinnerten. Der Parademarsch nahm gleichfalls einen wichtigen Platz in unserem abwechslungsreichen Exerzier-Programm ein. Schließlich lernten wir, wie man sich in voller Ausrüstung fachgerecht in den Dreck wirft – «man weiß ja nie, wie man es im Leben gebrauchen kann», meinte der Unteroffizier. Ebenso übten wir uns im Nahkampf mit aufgepflanztem Bajonett, und damit nichts Ernstliches passierte, trugen wir einen Gesichts- und Körperschutz. Auch die Gasmaske, die zu jener Zeit eingeführt wurde, mußten wir in einem mit Rauch gefüllten Raum an- und ausprobieren. Die Kompanie besaß nur wenige Exemplare zum Üben und so habe ich durch das verschwitzte Ding, dessen Gläser sofort beschlugen und aus dem mir noch der Geruch aller Vormänner entgegenwehte, weder sehen noch atmen können.

Selbstverständlich wurde uns auch der Umgang mit der Waffe beigebracht, vorläufig allerdings nur theoretisch. Wir lernten vor allem, wie man das Gewehr hegt, pflegt und zerlegt. Mehrere Stunden der Tagesarbeit waren dem vorschrifts-

mäßigen Schultern des Gewehres gewidmet. Als ein General zur Besichtigung kam, bildete das exakte Vorführen der Gewehrgriffe Kernpunkt der Inspektion. Der hohe Herr ging von Mann zu Mann und überwachte persönlich «Das Gewehr über! Gewehr ab!» Unsere Schießkunst schien ihn weniger zu interessieren. Merkwürdigerweise fanden nicht jeden Tag Schießübungen statt. Zum Schießstand ging's nur zweimal in der Woche; dort schossen wir zwar mit scharfer Munition in liegender und stehender Haltung – aber nur vom Schießstand aus, wie beim Wettschießen! Wahrscheinlich hatte die Heeresleitung noch keine Zeit gefunden, das Rekrutenreglement, das offenbar noch aus der Friedenszeit stammte, den Anforderungen des modernen Krieges anzupassen; denn unsere Ausbildung schien eher auf ein Schützenfest mit Hindernissen vorzubereiten als auf den Frontkampf, wo von uns doch mehr verlangt werden würde, als ein feststehendes und für uns parat gestelltes Ziel zu treffen – selbst wenn dieses, wie auf dem großen Schießplatz Wahn, hie und da aus dem Boden auftauchte und wieder verschwand. In der Nähe der Kaserne befand sich zwar eine Sandgrube mit dem Modell eines Schützengrabensystems, in dem gelegentlich Übungen veranstaltet wurden, aber es vermittelte nur dürftig ein Bild des Geländes, in dem man damals kämpfte. Außerdem mußte ich an der Front erfahren, daß die Übungen mit dem Gewehr vergeblich gewesen waren. Im Grabenkrieg war nämlich inzwischen hauptsächlich die Handgranate Angriffs- und Verteidigungsmittel geworden. Wir jungen Rekruten hatten aber in der Garnison nie Gelegenheit gehabt, mit der scharfen Handgranate zu üben. Man hatte uns gelegentlich Attrappen werfen lassen – wie man im Ernstfall mit dem Instrument umging, wußten wir kaum. Maschinengewehre wurden von Formationen bedient, mit denen wir nicht in Berührung kamen.

Vom Kriege selbst verspürten wir in unserer Garnison kaum etwas. Die Rekrutenzeit verlief wie im tiefen Frieden. Wir machten unsere Übungen und zogen zuweilen auf Wache vors Kasernentor – harmlose Freuden und Leiden jedes Sol-

daten. Da Flugzeuge bis dahin nur über geringen Aktionsradius verfügten und deshalb vornehmlich im Aufklärungsdienst verwendet wurden, waren wir vor Fliegerbomben so gut wie sicher. Nur die deutschen Zeppeline warfen hin und wieder Bomben auf englische Festungen. Die Alliierten besaßen diese Waffe nicht, so daß wir in Köln zu meiner Zeit ziemlich ungeschoren blieben. Ich schlief und aß in der Kaserne, bis der Feldwebel eines Tages jeden gewünschten Urlaub für das Abendessen bewilligte. Die Portionen in der Kaserne waren so klein geworden, daß man bestrebt war, die Zahl der Esser zu vermindern.

Fußmärsche kamen mir sehr gelegen. Wir marschierten zwar mit vollgepacktem Tornister, Gewehr und Säbel, schwärmten unterwegs in Schützenlinie aus und wühlten uns in den Dreck der Felder und Wiesen, doch ich betrachtete diese Exkursionen als Erkundungsausflüge in die nähere Umgebung Kölns, die ich nicht kannte und nun eben näher kennenlernte. Das schwere Gepäck hat mich kaum behindert – ich hatte mich in der Schweiz ans Rucksacktragen gewöhnt, und das hier war etwas Ähnliches. Daß es einmal blutiger Ernst werden könnte, daß ich für einen Kampf auf Leben und Tod vorbereitet werden sollte, daran habe ich damals kaum gedacht. Besonders dann nicht, wenn wir nach langem Marsch vor den Toren der Stadt von der Bataillonskapelle eingeholt wurden. «Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren, öffnen die Mädchen die Fenster und die Türen» spielte die Musik. Dann flogen unsere müden Beine wieder im gleichen Schritt und Tritt, und die Mädchen öffneten in der Tat Fenster und Türen. Und stolz, jeder Mann ein König, marschierten wir vorüber – mitten im Kriege in der Festungsstadt Köln.

Es hat nur noch eine geringe Zeit gedauert, bis die Flugtechnik weit genug fortgeschritten war, um auch die Heimatstadt mit Bomben heimzusuchen. Aber im ersten Weltkrieg beschränkte man sich im großen und ganzen noch auf militärische Ziele.

Eines Tages fand dann unsere «Abschlußprüfung» statt. Der Bataillonskommandeur und unser Hauptmann erschienen zu

Pferde. Wir wurden, einzeln und vereint, in allen Sparten und Fächern geprüft. Zum Schluß hielt der Hauptmann eine Rede, in der es hieß, daß wir nun fertig seien und auf unsere Abberufung an die Front warten müßten. Wir hatten das Rekrutenabitur abgelegt. Wie es schien, war niemand durchgefallen.

An einem nebligen Tage bin ich bald darauf mit Kameraden meiner Gruppe vom Bahnhof Köln-Deutz zur Front transportiert worden. Zum ersten Male trug ich eine nagelneue, feldgraue Uniform, dazu den Helm mit der Spitze und den feldgrauen Bezug darüber. Den Stahlhelm sollten wir erst an der Front bekommen. Infolge der Materialknappheit verfügte das Heimatheer nicht über die neue Kopfbedeckung. Der Feldwebel, der mir später an der Front einen Stahlhelm «verpaßte», bemerkte, ich hätte Glück, gerade einen «schnappen» zu können, es sei soeben jemand schwer verwundet worden.

Die Stimmung der Reisenden war nicht die beste. Zu einem unternehmungslustigen Soldaten gehört nun einmal ein voller Magen, und die Kameraden machten bittere Bemerkungen über den Rübenwinter und die schlechte Verpflegung. Obendrein befanden sich «Fronthasen» unter uns, die aus dem Urlaub zurückkehrten und vom Trommelfeuer nichts Schönes zu berichten wußten.

Wir hatten kaum die belgische Grenze überfahren, als sich herausstellte, wie wenig wir jungen Soldaten auf die Tatsächlichkeit des Krieges vorbereitet waren. Auf einem Bahnhof ertönte plötzlich eine Sirene, ich sah viele Leute in eine bestimmte Richtung laufen und hatte keine Ahnung, was das bedeutete. Jemand zeigte in die Luft, wo zwei Flugzeuge unter dem Geknatter von Maschinengewehren nebeneinander herflogen – anscheinend bekämpften sie sich. Da die Flugzeuge sehr tief flogen, konnte man den Vorgang deutlich beobachten, und ich fand ihn sehr interessant. Als sie sich dem Bahnhof näherten, rief mir ein Kamerad wütend zu, ich sollte aussteigen. Da sah ich, daß viele Soldaten unter Güterwagen, die neben unserem Zug standen, in Deckung gegangen waren. Ich folgte ihnen – von selbst hätte ich nicht gewußt, wie ich mich zu verhalten hatte.

Nach zwei Tagen Fahrt trafen wir in Laon ein, wo das Rollen und Donnern des Trommelfeuers die Luft erzittern ließ. In Fußmärschen näherten wir uns dann den vorderen Linien am «Chemin des Dames». Am hellichten Tag marschierten wir auf der Landstraße. Wo sie unter Beschuß lag, wichen wir wenige Meter ins freie Feld aus. An unserem Endziel war die Hölle los. In der Garnison war nie etwas vom Drum und Dran der Front erwähnt worden. Nun erschütterten mich ein brennendes Dorf ebenso wie evakuierte Zivilisten, die uns zu Fuß oder auf Leiterwägelchen mit ihrer letzten Habe entgegenkamen. Ich sah ein verwundetes Pferd verlassen auf der Straße liegen, das Blut rann aus seinem aufgerissenen Leibe, aber die Augen waren noch lebendig und blickten hilfesuchend zu mir herüber. «Konnt Dir die Hand nicht reichen, derweil ich eben lad'!» ging es mir im Kopf herum. Ich griff nach dem Verbandspäckchen in meinem Rock. Aber ich konnte ja gar nicht stehenbleiben, es war doch Krieg! Als ich mich später im Unterstand des Kompaniefeldwebels meldete, vernahm ich im Nebenraum das Stöhnen der Sterbenden und sah, wie man die Toten hinausschaffte. Ich hatte bis dahin noch nie einen toten Menschen gesehen. Es war schwer, meine neue Kompanie zu erreichen. Sie hielt die vorderste Frontlinie; zwischen uns lag ein Sperrfeuer-Gebiet, das wir durchqueren mußten. Wir konnten nur langsam vorwärtskriechen. Der eine verlor sein Gepäck, der andere blieb im Lehm eines Granatlochs stecken und konnte nur mit Mühe seine Stiefel aus der Erde ziehen. Wir waren mitten ins Trommelfeuer geraten, vor uns, neben uns, hinter uns schlugen die Geschosse ein – noch heute scheint es mir ein Wunder, daß ein unerfahrener Soldat wie ich aus diesem Feuersturm lebendig herauskam und schließlich einen Unterstand fand, der zu seiner Kompanie gehörte.

Es war ein erregendes Erlebnis. Ich lag tief unter der Erde und zu mir drang von oben das Toben und Tosen der trommelnden Geschosse. Es schien, als ob die Erde in Bewegung sei, ununterbrochen zitterten Decke, Wände und Boden, und immer wieder blies der Luftdruck in kurzen Abständen die

Karbidlampe aus. Mit stoischer Ruhe wurde sie von den Soldaten jedesmal wieder angezündet, die das alles wenig zu berühren schien. Sie hockten beieinander und vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen. Auch die Ratten, die zwischen uns hindurch huschten, störten sie nicht.

Ich versuchte, mich, so gut es ging, mit der neuen Lage abzufinden. Ich schrieb Briefe an die Eltern und nach einiger Zeit gelang es mir sogar, zu lesen. Auch lernte ich, heran-nahende und vorübersausende Granaten am Gezisch zu unter-scheiden und aus dem Einschlag zu schließen, um welche Art es sich gehandelt hatte. Die älteren Kameraden brachten es mir bei, so wie man einst auf der Jagd den Knappen lehrte, am Flügelschlag den Vogel zu erkennen. Wenn wir auf Wache standen, hatten wir das Vorfeld zu beobachten; bei Nacht war jedes Geräusch wichtig und verdächtig. Man durfte sich kaum bewegen, denn überall hatte der Feind Zielgewehre aufgestellt. Eine Unvorsichtigkeit konnte das Leben kosten. Immer wieder wurden wir gewarnt, nicht über den Graben-rand zu schauen. Das war nicht immer einfach, denn an vie-len Stellen hatte der Beschuß die Gräben eingeebnet. Kame-raden wurden verwundet, der eine oder andere fiel an meiner Seite oder kehrte von nächtlichen Patrouillengängen nicht zu-rück. Das Trommelfeuer steigerte sich von Tag zu Tag, bis die Franzosen eines Morgens angriffen. Bei diesen Kämpfen bin ich durch ein Artilleriegeschloß verwundet worden und mit 50 000 deutschen Soldaten in Gefangenschaft geraten. In einem Feldlazarett bei dem Orte Fismes wurde ich operiert. Als ich am nächsten Tag beim Verbinden, das recht schmerz-haft war, dem Doktor «doucement» zurief, entgegnete er auf Deutsch: «Seien Sie glücklich, seien Sie froh, daß Sie das Läb-ben haben!» 1934 erhielt ich das Ehrenkreuz für Frontkämp-fer. Ich buche es heute als Kuriosität, daß es mir «im Auftrag des Führers und Reichskanzlers» verliehen wurde.

Im Sommer 1957 habe ich diesen Frontabschnitt wieder auf-gesucht. Verwundert las ich in Fismes ein Schild: «Laon 28 km». Auf wie schmalem Raum hat man dort im ersten Weltkrieg gekämpft! Und wie weit war – trotzdem – die Welt, die zwi-

schen den Fronten lag. Wieviel ist hier gelitten, wieviel Hoffnung hier begraben worden. Nach vierzig Jahren wußte man in Fismes kaum mehr etwas davon. Während des ersten Weltkrieges wurde der «Chemin des Dames» in vielen Heeresberichten erwähnt. Wie erstaunte es mich daher, daß die Bewohner, bei denen ich mich nach dem Weg erkundigte, keine Auskunft geben konnten, ja, daß sogar die Bezeichnung unbekannt war. Ich verließ Fismes und fuhr einen Feldweg am nahen Wald entlang. Dort begegnete mir ein alter Bauer, der mit der Sense über dem Rücken dahinschritt. In meinem besten Französisch fragte ich ihn nach dem «Chemin des Dames». Er kannte ihn. Im März 1917 hatte er dort gelegen und war verwundet worden.

Während meiner Kriegsgefangenschaft lernte ich viele Lager im Westen und Süden Frankreichs mit primitiver Unterkunft und Verpflegung, aber auch die französische Landschaft kennen. Man transportierte uns zwar von allen Reisenden abgeschlossen und unter ihren feindseligen Blicken, aber immerhin in Waggons dritter Klasse, und wenn man so von Paris nach Etampes, von da nach Rochefort, Chartres, Agen, Limoges, Orléans, Lyon fährt, sieht man doch viel. In Paris wurden wir nicht über die Champs Elysées geführt, aber ich sah damals um so mehr von den kleinstadtartigen Vororten.

Mir gefiel Frankreich, das Land meines Bergsteig-Lehrers, trotz aller Gehässigkeiten, zu denen das französische Temperament sich durch den Anblick deutscher Kriegsgefangener hinreißen ließ; wir wurden nicht nur beschimpft, sondern auch angespuckt und mit Steinen beworfen. Als ich aber mit einigen Kameraden auf ein Landkommando kam, wo wir während der Kartoffelernte gemeinsam mit den einheimischen Mägden und Knechten auf dem Feld arbeiteten, zeigte Frankreich sein sympathisches Gesicht. Hier auf dem Land schienen die Menschen wohl auch spritzig und charmant, aber dennoch eher bürgerlich und behäbig, ein Hang zum Laisser-faire, Laisser-aller, ja zum Traditionellen war unverkennbar.

Zweifellos war es dies Bürgerliche, das mich anzog: der Mann, der am Sonntag einen über den Durst trinkt und am

Montag davon erzählt, als habe er eine Heldentat vollbracht. Die Frau, die schon eine gefällig gemusterte Schürze so adrett umzubinden weiß, daß jedermann meint, sie sei von der Haute Couture entworfen, und die bei einem koketten Witz wie gekränkt sich mit verweisendem «O là là» an die Brust schlägt und zugleich deutlich spüren läßt, wie gern sie zuhört. Ja, es war die kleine französische Welt, die Welt der Sonntagsmaler und Angler, die da auf mich zukam, die Welt des Vin Rouge und des langen, schmalen Pain Blanc, zuweilen gewürzt mit einem Pernod, einer schwarzen Zigarette und einem Schuß Leichtsinn. Sie übte ihren Zauber auf mich aus. Ich verglich sie mit der deutschen Gemütlichkeit, obwohl die etwas ganz anderes ist.

Ein älterer, ein wenig sonderbarer Mann, grauhaarig und von hohem Wuchs, blieb Außenseiter. Er fuhr fort, uns statt mit unsren Namen stereotyp mit «Sale Boche» anzureden. Als ich bemerkte, daß er Zigarren rauche, bot ich ihm eine der deutschen an, die ich regelmäßig von zu Hause bekam. Erst stutzend, nahm er sie, nach gutem Zureden von allen Seiten, ohne zu danken, steckte sie an, und kam nach einer Weile, um mir mit landesüblicher Liebenswürdigkeit auf die Schulter zu klopfen: «Un bon cigar, sale boche!» Später, als ich ihn bei einer Wiederholung der Spende ausdrücklich darum bat, ließ er das Schimpfwort weg und wurde sogar ausgesprochen freundlich, wenn ich ein Paket erhalten hatte. Ich konnte ihn gut begreifen: mit Ausnahme der holländischen sucht die deutsche Zigarre ihresgleichen auf dem Kontinent.

Wenn ich vielleicht die französische Landschaft mehr als ihre Bewohner liebe, so mag es daher kommen, daß im allgemeinen die Erde mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt dem Schöpfer in höherem Maße geglückt scheint als der «Dom», in dem er – nach einem indischen Wort – wohnt: der Mensch. Er entspricht vermutlich noch nicht der endgültigen Vorstellung.

Eines Tages erkrankte ich, und da sich in jenem Kriege, so schwer er auch war, noch gewisse Reste von Menschlichkeit erhalten hatten, wurde ich, im Austausch mit französischen

Kriegsgefangenen in Deutschland, zusammen mit anderen Kranken und Verwundeten in die Schweiz geschickt. Dort blieb ich bis zum Oktober 1919.

Ein wunderbarer Empfang erwartete mich bei meiner Heimkehr. Vom Bruder an der Bahn abgeholt, fand ich die geschmückte Haustür der Wohnung weit offen, und auch alle Türen, die von der Diele ausgingen, waren mit Grün geschmückt. Die Lampen brannten, aber niemand zeigte sich. Ich war von wohltuender Stille umfassen. Ein unvergeßlicher Augenblick. Später gestand der Vater, der immer ein guter Regisseur war, er habe es so angeordnet, damit mir gleich beim Eintritt häuslicher Frieden entgegenwehe. Im Wohnzimmer standen die Eltern inmitten eines Blumenmeers. Die Schabbatlichter brannten. Da sie nur am Freitagabend oder zu Ehren hoher Gäste angezündet wurden, blieb ich auf der Schwelle stehen. Der Vater kam mir entgegen und sagte: «Willkommen, mein Sohn, in der Heimat!» Auch der bei uns einquartierte britische Offizier beteiligte sich am Empfang. Er überreichte mir einen großen Kuchen, den ihm seine Mutter aus England gesandt hatte und drückte mir freundschaftlich die Hand.

Nach meiner Rückkehr wurde ich Angestellter des Geschäfts. Ich war sowohl in der Zentralverwaltung wie in den Filialen tätig. Andere Angestellte waren meine Vorgesetzten, und lange Zeit kümmerte der Vater sich scheinbar gar nicht um mich. Die Mitteilung etwa, ich sei «ab nächsten Monatsersten» als Geschäftsführer in eine Filiale versetzt, bekam ich durch einen Brief, den der für solche Angelegenheiten zuständige Angestellte unterschrieben hatte. Und ebenso routinemäßig erhielt ich dafür das normale Gehalt.

Etwa ein halbes Jahr später, bei einem Sonntagsbesuch im Elternhaus, fragte der Vater mich, ob ich sein persönlicher Sekretär werden wolle. Im allgemeinen wurde, dem Wunsch der Mutter gemäß, zu Hause über Geschäftssachen nicht gesprochen. Diese Frage indes hatte ebenso familiäre wie geschäftliche Bedeutung. Gern beantwortete ich sie zustimmend

und begab mich damit in eine Stellung, die so exponiert war wie sie privilegiert schien. Als Geschäftsführer meiner Filiale hatte ich ziemlich selbständig gearbeitet. Nun aber befand ich mich im unmittelbaren Bereich des Vaters, der die höchsten Anforderungen zu stellen und die strengste Kritik zu üben gewohnt war. Meine Hauptaufgabe war, Briefe, die er inhaltlich mit mir besprochen hatte, in seinem Sinn und mit seinen Worten abzufassen und mit ihm zu Konferenzen oder für ihn zu Behörden zu gehen. Und er zeigte sich, wenn «etwas vorgekommen» war, bei mir ebenso wenig sparsam mit «Verweisen vor versammelter Mannschaft» wie bei anderen. Er muß nicht ganz unzufrieden gewesen sein: eines Tags erhielt ich Prokura, zunächst mit einem Kollegen gemeinsam, später allein, und nach weiteren Jahren, kurz vor meiner Heirat, wurde ich Teilhaber.

Damals und damit fiel die letzte Schranke zwischen dem Vater und mir. Er zog mich mehr und mehr ins Vertrauen. Öfter als vordem besuchte er die Filialen und beauftragte mich mit seiner Stellvertretung während seiner Abwesenheit. Auch gestattete er sich jetzt zuweilen ein verlängertes Wochenende im Siebengebirge. Oft habe ich damals die Eltern im Hotel auf dem Petersberg vom Samstagabend bis Montagmorgen besucht und diese Fahrten der Geselligkeit mit Freunden vorgezogen, nicht allein, weil ich dann Gast des Vaters war, der mir zu Ehren ein Galadiner mit Sekt zu bestellen pflegte, sondern vor allem, weil ich wie er stets ein begeisterter Wanderer und Bewunderer dieser Landschaft war.

Oft weckte er mich schon beim Morgengrauen. Wir nahmen auf der dem Rhein zugewandten Terrasse das Frühstück und schauten hinüber zum Siebengebirge, zu den bewaldeten Gipfeln der Rosenau, des Drachenfels und des Ölbergs, vor deren Fuß der Strom sich hinzog, an den Häusern und Kirchen der Stadt Bonn vorbei nach Köln, wo die Domtürme im Frühlicht auftauchten. Den ganzen Tag wanderten wir dann im Waldgebirge. Vaters Lieblingsweg und -ziel war die Kloster-ruine Heisterbach. Zu ihr führen vom Petersberg her viele verschlungene Pfade durch den dichten Laubwald, den zu

durchqueren eine Lust war, zumal am frühen Sommermorgen, während Sonne und Schatten im Wechselspiel über den Weg liefen und in Durchblicken die nahen Berggipfel auftauchten. Von einer erhöhten Lichtung aus sah man über den weiten Wald hinab auf den Rhein und das grüne Märchenparadies der Insel Nonnenwerth mit dem Schloß, in dem Franz Liszt Konzerte gegeben haben soll. Und dann war es nur noch ein kurzes Stück bis zur Landstraße, die in der einen Richtung zur Ruine Heisterbach und in der anderen zu den Dörfern und Flecken des Hinterlandes führte.

Die stillen Landstraßen des Siebengebirges hatten für mich stets einen eigenen Reiz, zumal zur Mittagsstunde des Hochsommers. Autos waren damals noch selten, und wie unberührt zog das Asphaltband sich durch die Felder, während von hüben und drüben die Schatten der Bäume auf den Weg fielen. Ein Vogelruf vielleicht, das Gemurmel eines Baches am Wiesenrain, das Tappen der eigenen Schritte. Vielleicht bedächtig knarrend ein Pferdefuhrwerk, auf dem, im blauen Kittel und die Pfeife im Mund, ein Bauer saß. Oder ein Heuwagen mit winkenden Mädchen hoch obendrauf, heiter und bunt. Blickte ich so auf die lange Straße vor mir und hinter mir und aufs freie Feld ringsumher, so stieg in mir ein Gefühl der Ungebundenheit auf: der Waldpfad führte durch geschlossenen Raum, die Landstraße aber in die Weite der Gotteswelt.

Oft blieb der Vater an den verstreuten Gutshöfen stehen, die wir unterwegs passierten, er atmete den Geruch der Kuhställe, den Duft des frischen Heus ein. «Das ist sehr gesund, es beruhigt die Nerven», mochte er bemerken. «Schade, daß uns Städtern der Sinn für das Landleben abhanden kam. Und wir reden soviel von den dummen Bauern – in Wirklichkeit gehört außer Fleiß doch viel Intelligenz zum Betrieb eines Hofes. Und übrigens, nirgendwo wird so ergiebig auf lange Sicht spekuliert wie in der Landwirtschaft!» Mit solchen Gesprächen kamen wir zur Ruine, die unser Ziel war. Wir nahmen unser Mittagessen im Wirtshaus ein und kehrten abends mit der untergehenden Sonne auf stillen Wegen ins Hotel zurück.

Beobachtete der Vater meine Tätigkeit im Geschäft voll Aufmerksamkeit, so ließ er mir für meine Freizeit alle Freiheit. Wohl hielt er meine Besuche von Universität, Theater und Konzerten für nicht unbedingt notwendig, zumal auch das «Verweilen in höheren Regionen» anstrenge, aber er ließ mich verstehen, daß er solche Passionen bei mir als eine Art Ausgleich dafür hinnehme, daß ich keinen im Sinne der Bürger «noblen» Beruf erwählt, vielmehr mich für seine Nachfolge entschieden hatte. Fragte ich ihn, was er etwa gegen das Theater einzuwenden habe, so antwortete er, für einen schwer arbeitenden Mann sei allenfalls das weibliche Personal ersprießlich. Von der Produktion dieses «sonst zweifellos nutzbringenden Instituts» hielt er nicht viel.

In den Kursen, die ich abends besuchte, bemühte ich mich zwar auch um Erkenntnisse über Schauspiel und andere Künste, aber am meisten lag mir naturgemäß die Weiterbildung fürs Geschäft am Herzen: Finanzwissenschaft, Steuerrecht, Marktforschung, Statistik. Bilanzanalyse hörte ich bei dem «dynamischen» Schmalenbach, der sein anscheinend so trockenes Thema mit Witz und Schlagfertigkeit lebendig zu gestalten wußte. Als er einmal von einem Hörer nach der besten Methode, den Wert eines Hauses zu schätzen, gefragt wurde, erwiderte er kurz: «Wo liegt das Haus?» und, als ihm eine Hauptstraße genannt wurde, so praktisch wie präzise: «Das Haus ist wert, was ein anderer dafür bezahlt!»

Inzwischen war der Vater sechzig geworden und begann, das Leben leichter zu nehmen. Er hatte erreicht, was er einst erhoffte; nun dachte er daran, die Leitung in jüngere Hände gleiten zu lassen. Gewiß erschien er noch jeden Morgen zur Postkonferenz und führte sie auch durch. Aber er verlegte sie im Frühjahr und Sommer von acht auf dreiviertelneun, um den geliebten Rosen seines Gartens noch einen Morgenbesuch abstatten zu können. Mittags gestattete er sich eine Pause und kam erst gegen Abend noch einmal ins Büro zum Unterschreiben der Post. Daß er vor allem die Finanzgeschäfte und den Einkauf überwachte und daß er auf die rücksichtslose Kritik allen Geschehens nicht verzichtete, versteht sich. Als er

dann die Augen für immer schloß, als niemand mehr da war, der alles am besten wußte, spürte ich ganz, wie schwer es ist, Ererbtes zu bewahren.

Zwischen dem Vater und mir bildete sich eine Freundschaft weit über das Verwandten-Verhältnis hinaus. Sie begann in der Zeit, in der wir auf eigenartige Weise identisch miteinander wurden: ich war nicht mehr nur der Sohn, sondern auch schon der Stellvertreter und letztlich Nachfolger. Zugleich löste der Vater sich sozusagen in mich auf, während ich in seine Gestalt hineinwuchs, obgleich wir beide sehr ausgeprägte und in manchem ganz unterschiedliche Naturen waren. Dabei vermochten Zuneigung und Vertrauen stets die gelegentlichen Verschiedenheiten der Meinung auszugleichen.

Immer wieder übrigens gab es auch vergnügliche Episoden – bei aller Strenge hatte der Vater durchaus Sinn für gute Laune und Scherz. So erschien eines Tags, entgegen einer strikten Anweisung, der zufolge die Geschäftsführer nicht ohne vorausgegangene Vereinbarung zur Zentrale kommen durften, ein Filialleiter ganz unangemeldet «zwecks dringender Rücksprache» im Stammhaus, und der Vater ereiferte sich dabei so sehr, daß nicht nur dem unseligen Besucher, sondern auch mir angst und bange wurde. Kaum waren wir wieder allein, trat ich zum Vater ans Pult, um ihn zu beruhigen, da er, schweigsam, mit innerer Aufregung zu kämpfen schien. Und schweigsam hörte er auch meinen Zuspruch an – um dann plötzlich, zu meiner Verblüffung, laut aufzulachen: ob ich denn noch nie vom «künstlichen Impetus» gehört habe? Dann hielt er mir einen psychotechnischen Vortrag und schloß: «Ein Narr, wer sich im Geschäft von seinen Nerven unterkriegen läßt! Aufregen muß man, wenn es nottut, die anderen!»

Ein andermal erschien beim Vater der Inhaber eines großen Namens, der mit seinen Filialen der Schuh-König einer deutschen Großstadt war und sich sorgte, es zu bleiben, und der nun von seiner Absicht sprach, in Köln und überdies unweit unseres Geschäfts eine Zweigstelle zu errichten. Das wäre uns nicht ganz angenehm gewesen, wenn auch sein Vor-

dringen nach Köln keine eigentliche Konkurrenz für uns bedeuten konnte, weil er auf Massenkonsum eingestellt war, während unsere Sortimente internationale Qualität und individuelles Format präsentierten. Unsere Zurückhaltung verwandelte sich in Erstaunen, als er seiner Ankündigung hinzufügte, er sei bereit, darauf zu verzichten, falls wir auf unser «Projekt in seinem Revier» verzichteten.

Wir hatten nie an eine «Eröffnung» dort gedacht. Der Vater indessen ging sogleich darauf ein: «Tja, mein lieber Freund, das ist gar nicht so einfach – mein Sohn drängt sehr darauf, in Ihrer Stadt vertreten zu sein!» Eine zwei Stunden dauernde Verhandlung schloß sich an, bei der die geheime Angst des Beherrschers so vieler Füße deutlich zutage trat, und bei der ich fortwährend mit der Lust zu lachen kämpfte. Der Vater spielte sein Spiel mit allen Finessen. Endlich ließ er den Gegner siegen: er verzichtete auf die Stadt des anderen, und beide verpflichteten sich, von nun an bis in Ewigkeit weder mit eigenen Unternehmen noch durch Beteiligung in den gleichen Städten miteinander zu konkurrieren.

Abends, als der Vater das Erlebnis der Mutter berichtete, lobte er mich beiläufig: ich sei ein ausgezeichnete Schauspieler gewesen – allerdings, es wundere ihn bei einem so eifrigen Theaterfreund nicht. Übrigens erfuhren wir, erst nach Jahren, noch ein Detail: insgeheim hatte der Gast noch das Bild einer unverheirateten Tochter als äußerste Reserve mitgebracht – was der Erinnerung an seinen Besuch eine pikante Note gab.

Ein einziges Mal gab es eine tiefer gehende Meinungsverschiedenheit zwischen dem Vater und mir: er wollte als Selfmademan nicht viel wissen von Argumenten gegen Entschlüsse oder Anordnungen, die er getroffen hatte. Als er einmal – es war während der Inflationszeit – sich über die an sich gar nicht aggressiv gemeinte Beteiligung einer Filial-Belegschaft an der Arbeitsruhe am 1. Mai erregte und ich ihn von einer Zurechtweisung abhalten wollte, erklärte er schroff: «Ich habe im Geschäft immer getan, was ich für richtig hielt. Ich verbitte mir jede Kritik», und hielt seine Rede. Er sprach darin vom

Geist des Unternehmens, dem alle Mitarbeiter sich unterwerfen mußten, wenn ein für beide Partner, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, fruchtbringendes Ergebnis zustandekommen sollte. «Wir ziehen alle an einem Strang», rief er heftig. «Dies Geschäft ernährt Sie und mich! Wie kann da einer des andern Feind sein?»

Im Ganzen stellten unsere Beziehungen ein ideales Bündnis dar. Jeder von uns akzeptierte ohne Ehrgeiz den besseren Gedanken des andern, und die Zeiten waren längst dahin, in denen der Vater, um sich durchzusetzen, auf seine Rechte pochte, und der Sohn sich auf das Neue Jahrhundert berief. In der Arbeit ergänzten sich unsere Gedanken, und zuweilen konnten wir uns fragen, welcher von uns diese oder jene Anordnung getroffen hatte. Die Früchte reiften in der Gemeinschaft des Handelns und durch sie.

Es bestand eine Harmonie der Arbeit, die auch im Familienleben weiterwirkte, an dem ich, zunächst noch Junggeselle, teilnahm. Stille Zufriedenheit war in und um uns, wenn der Vater nach dem Abendessen, das zu loben er nie vergaß, seine Zigarre nahm, um behaglich im Sessel zu sitzen und über Welt- und Wirtschaftslage zu sprechen. Neben ihm die Mutter, zumeist mit einer Stickerei beschäftigt und schweigend, da über Politik mitzusprechen nach des Vaters Meinung «nichts für die Weibsleute» war. Der Vorbehalt minderte nicht, daß sie ihn sehr liebte, und er erwiderte diese Liebe auf seine fürsorgliche Weise. Nie hat ihn die Mutter vergebens um etwas gebeten, und oft hat er vom Büro aus zu Hause angerufen, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Nie auch hat er uns Kindern gegenüber eine andere Meinung als die Mutter vertreten, so daß, da sie seinem Beispiel folgte, die Eltern uns als unteilbare Autorität erschienen, gegen die es keine Berufungsinstanz gab. Sie führten eine Ehe ohne Krise. Nach dem Tod des Vaters sagte mir die Mutter, dies dreißigjährige Zusammenleben sei «eine einzige Folge beneidenswert glücklicher Tage» gewesen, und mir ist heute noch, in unserer streit- und scheidungsfreudigen Zeit, in der die Kinder infolge der Auseinandersetzungen ihrer nicht immer ganz taktvollen Erzeu-

ger in Neurosen geraten, als habe ich meine Jugendzeit auf einer Friedensinsel verbracht. Mit Sehnsucht denke ich an sie zurück.

So ist der Begriff «Elternhaus» für mich nicht an das Anwesen gebunden, das der Vater im Jahr 1924 erwarb, und in dem er seinen Lebensabend verbrachte. Auch erlebte ich die ersten Kindheitsjahre in der bescheidenen Stadtwohnung «Unter Sachsenhausen», in einer Straße, die heute zum Bankenviertel gehört: dort hatten 1896, kurz vor ihrer Hochzeit, die Eltern in einem neuerrichteten Mietshaus sich eine Etage sichern können. Manchmal noch sehe ich dunkel das Bild dieser Zimmer vor mir aufsteigen, von denen man gegenüber das Gebäude einer großen Versicherungsgesellschaft erblickte, und erinnere mich eines mächtigen Reichsadlers, der eines Abends, zusammen mit der gesamten Fassade, mittels kleiner Gaslämpchen festlich illuminiert wurde; wie wir später hörten, zum würdigen Empfang eines neuen Kardinals.

Um die Jahrhundertwende zogen wir an den Salierring, in die mit dem Abbruch der Festungsmauer erschlossene und zur Neustadt entwickelte Gegend. In diesem Heim, an dessen Jugendstilfassade zwei unbekleidete Damen aus Sandstein den Balkon festhielten, lernte der Fünfjährige, daß das Leben außer Wundern und Wunderlichkeiten auch Sorge und Trauer bringt. Eines Morgens sah er die Mutter bitterlich weinen und bekam vom Vater berichtet, er sei groß genug, um zu erfahren, daß eine Depesche gekommen sei, in der stehe, daß der Tod die Mutter der Mutter zu sich genommen habe. Ich bekam auch das Stück Papier gezeigt und wurde so aus traurigem Anlaß mit dieser neuen Errungenschaft der Technik bekannt. Auch das Telefon ist für mich, von der Kindheit her, mit Negativem belastet. Wohl war es abenteuerlich, daß eines Tages Männer in Uniformen erschienen und einen Kasten mit einer Art Rohr daran an der Wand befestigten, und daß wir durch dieses Rohr mit dem Vater sprechen konnten, als sei er im Zimmer, obgleich er doch im Geschäft war. Eines Nachts aber klingelte der Apparat uns schrill aus dem Schlaf – wie der Vater nachher sagte, hatte der Anrufer mitgeteilt, daß «böse

Menschen» das Geld, das im Kassenschrank des Geschäfts aufbewahrt wurde, geraubt hatten. Zu den Erinnerungen des Siebenjährigen gehört, daß er zum erstenmal in direkte Berührung mit dem Militär kam: jeden Freitag trat ein preußischer Unteroffizier an, stramm und schmuck mit goldnen Tressen und blanken Knöpfen, um ihm und dem Bruder unter strengem Kommando turnerische Künste und soldatischen Gehorsam beizubringen. Zwischen zwei Flurwänden war ein Reck angebracht und ein Barren aufgestellt worden, und uns beiden gefiel das Klimmen und Schwingen ganz wohl. Dennoch war eines Tages der Spaß zu Ende. Der schneidige Instrukteur hatte sich auf dunkler Treppe einer zu Besuch weilenden Verwandten «unschicklich zu nähern» versucht und war nicht nur abgeblitzt, sondern auch entpflichtet worden. Mutter erzählte uns das viel später einmal.

Unsre nächste Wohnung lag am Ubierring, ganz nahe dem Rhein, in einer Gegend, die ich noch fast unbebaut kannte. Oft waren wir sonntagnachmittags mit den Eltern dorthin gepilgert. Erst die neue Stadtplanung und die elektrische Ringbahn, die hier den Rhein berührte und in großer Schleife sich wieder stadteinwärts wandte, hatte unser Ausflugsziel zum Wohnbezirk gemacht, in dem 1908 eine weitläufige Etage zum «Elternhaus» für mich wurde und es sechzehn Jahre lang bleiben sollte. Da gab es allein vier Repräsentationsräume, die prächtig mit seidenen Tapeten, weichen Teppichen und schweren Möbeln ausgestattet wurden, und ein richtiges Badezimmer; bis dahin waren wir in einer Bütte gebadet worden, während die Eltern außer Haus gingen. Für uns Kinder aber gab es jetzt nicht mehr nur den eigenen Schlafraum, sondern auch ein richtiges Arbeits- und Spielzimmer. Und dann war da das «Herrenzimmer» mit tiefen, echten Ledersesseln. Zur Belohnung für Wohlverhalten und gute Zensuren durfte ich mich zuweilen dort niederlassen. Wie behaglich war es, mit angezogenen Füßen im Sessel zu kauern und eine spannende Geschichte zu lesen.

Es war ein schönes Haus. Schon von außen sah man ihm an, daß es modern war; seine Front zierten vier Balkone mit ver-

goldeten Gittern und im Treppenaufgang waren auch die Wände aus Marmor. Oft wurde ich von den Schulkameraden mit neugieriger Achtung gefragt, ob es wahr sei, daß wir dort wohnten. Die anderen Etagen hatten Bankdirektoren und Großkaufleute gemietet, deren Namen der Vater mit Respekt nannte, wobei er uns Kinder zu «diszipliniertem Betragen» ermahnte. In diesem Haus bin ich vom Kind zum Mann geworden. Von hier aus bin ich das erste Mal in die Fremde und dann, begleitet von mütterlichen Tränen, in den Krieg gezogen. Nach ihm sehnte ich mich in Schützengraben und Gefangenschaft, und zu ihm kehrte ich heim. Ein ereignisreicher Bogen meines Lebens spannt sich über diesem Elternhaus – wohl die glücklichste und auch sorgenloseste Zeit, an die mich manche «erste» Erinnerung bindet, wie der erste Anruf einer Freundin oder jene Nummer einer Zeitschrift, in der ich zum ersten Mal einen Beitrag mit meinem Namen gedruckt sah.

Für den Vater war diese Wohnung als Stufe seines Lebens etwas anderes. Einige Zeit nach meiner Rückkehr aus dem Krieg gestand er mir einmal bei einem Sonntagmorgen-Spaziergang, den wir durch die Villenviertel machten: «Ich hätte mir längst ein eigenes Wohnhaus kaufen sollen. Ich wollte aber zunächst die Häuser erwerben, in denen ich meine Geschäfte habe. Damit ist es nun soweit, und eigentlich möchte ich den alten Gedanken verwirklichen, eine «Villa» wäre die schönste Belohnung für meine Arbeit!» Und so war ich schließlich kaum erstaunt, als er mich eines Tags von einer Geschäftsreise zurückbeordnete – er sei im Begriff, ein «Privathaus» zu kaufen, und brauche mich bei den Verhandlungen; es war ihm offenbar sehr an der Sache gelegen. Am Bahnhof werde mich der Makler abholen, um mir das in Frage stehende Haus zu zeigen, das ich gründlich besichtigen müsse.

Das Haus erhob sich zweistöckig mit breiter Gartenfront, deren Eisengitter sich in zwei Toren öffnete, mehr ein Palais, wie man in Köln sagt, als eine Villa: Die Fassade aus rotem Klinker, das Portal geschützt durch ein von vier starken Säulen getragenes Vordach, der symmetrische Fahrweg. Aber ich

wollte nicht nur feststellen, ich wollte auch lauschen. Oft vermag man ja, wenn man ein Haus betritt, etwas von seinen Geistern zu vernehmen, zu spüren, ob kühle Sachlichkeit, ob heiterer Friede oder heftige Zwietracht in ihm wohnen und oft verhält ein unbekanntes Haus sich abwartend, gar abweisend, zuweilen einladend mit warmem Willkommen.

Als dieses Haus nun sich vor mir entfaltete, umfing es mich mit der Wärme und dem Behagen eines Heims, in dem nichts Kaltes Platz hatte. Zufrieden sah ich auf den Marmorfliesen des Musikzimmers einen Konzertflügel stehen, in der hohen, mit schwerer Balkendecke aus dunklem Holz und mit grüner Ledertapete ausgestatteten Empfangshalle das flackernde Feuer der Kaminecke brennen, im Wohnraum die dunkelrote Wandbespannung und die gebräunten Eichenplatten der eingebauten Schränke das Licht aufnehmen. Ein eleganter Damensalon mit grauschwarzer, offenbar in den Wiener Werkstätten entworfener Tapete, und neben ihm ein Speisezimmer, das eher ein kleiner Saal war, führten über eine weit ausladende Terrasse zum Garten, der einem Park glich: zunächst der große Rasen, von Kieswegen gesäumt, dahinter eine Rhododendron-Allee und ein von Schilfpflanzen gesäumter Teich, eine Rosengruppe, Obstspaliere und vier Kastanienbäume mit weiß leuchtenden Kerzen. Im Haus selbst fanden sich, außer den Gesellschaftsräumen, noch ungefähr fünfzehn bewohnbare Zimmer, mehrere Badezimmer und eine hotelwürdige Küche samt zahlreichen Nebengelassen, Kellern und Dachkammern. Eine Garage für zwei Wagen samt aufgestockter Fahrerwohnung war im Anbau untergebracht.

Es gefiel mir. Allerdings, ich fand es beängstigend groß und fast zu groß für die Lebensgewohnheiten der Eltern, zumal für die schlichte Art der Mutter, und bedrückt überlegte ich, was ich dem Vater als Bescheid und Rat antworten solle. Als ich ihm aber gegenüberstand und sein ungeduldig knappes «Nun?» hörte, begriff ich plötzlich, daß es ihm um mehr als die Antwort für den Makler ging, um etwas, das mit seinem Leben selbst zusammenhing, vielleicht sogar um die Bestätigung durch den Sohn. In seinen Gesichtszügen stand der

Wunsch, in diesem Haus zu wohnen, möglichst bald zu wohnen, da er in ihm gefunden, wovon er geträumt und worauf er gewartet hatte, ein ganzes Leben lang. Und so wurde der Vertrag nach kurzer technischer Besprechung unterschrieben. Der Kaufpreis wurde, obwohl nicht niedrig, ohne Diskussion akzeptiert. Die Mutter freilich, als wir mit der Kunde kamen, zeigte sich gar nicht beglückt. «Was soll ich mit so vielen Zimmern», klagte sie, «und mit dem riesigen Garten! Ihr seid in eurem Geschäft und wißt nicht, wie einsam eine Frau in solchem Palast sein kann, und wie viel Sorge die Pflege macht!» Beruhigend versprach der Vater das notwendige Personal und erklärte, er werde von nun an in seinem Garten leben und nachmittags oft zu Hause sein, sie werde nicht alleinbleiben.

Er hielt Wort: drei Hausangestellte und das Hausmeisterpaar standen ihr zur Seite, und er selbst hatte es mit dem Büro nicht mehr so eilig. Gern ging er durch die luftigen Räume, über die Terrasse zum Garten hinab und in ihm umher. Noch ein Jahr vor seinem Tode eröffnete er feierlich eine Hühnerzucht, und eine Schar Leghorns lieferte «allmorgendlich die Eier auf den Frühstückstisch», von denen ich ihm bald aufrechnen konnte, sie seien fünfundzwanzig Prozent teurer als gekaufte. Er gab lachend zurück: «Laß gut sein – meine Produktion ist eben wertvoller als die Massenware des Eierhandels.»

Der Erwerb dieses Hauses war eine Sensation für unsre näheren und fernen Bekannten. An Sonntagvormittagen standen der Bruder und ich oft hinter den Gardinen und beobachteten mit knabenhaftem Stolz, wie manche von ihnen, die sich offenbar nicht einzutreten getrauten, zur Front herüberschauten, ja, das Namensschild studieren kamen, als wollten sie sich vergewissern, daß wir wirklich da wohnten. Und nie haben wir zur «schicklichen» Besuchsstunde so viel Gäste bei uns gesehen wie zu dieser Zeit, darunter Leute, die wir kaum kannten und auch nie wiedersahen. Sie kamen mit dem Wunsch, das «fabelhafte Haus» zu besichtigen und einmal darin gewesen zu sein. Dann hatten wir Brüder sie zu führen, und manchmal begegneten wir einander auf Treppen oder in Fluren, jeder wie bei einer Schloßbesichtigung etliche Personen

nach sich ziehend; mein Bruder, der dem Dasein allemal die fröhliche Seite abzugewinnen verstand, hatte sich zu diesem Zweck eine Mütze mit der Aufschrift «Fremdenführer» beschafft und nutzte alles vollendet aus, was er an Zünftigem auf Neuschwanstein beobachtet hatte.

Der Vater hat das Haus, in dem ich noch zwei Jahre lang mit den Eltern lebte und zum Abschied meine religiöse Trauung feiern durfte, sehr geliebt, und ganz gegen seine frühere Gewohnheit blieb er gern noch bis spät in die Nacht im Wohnzimmer auf, weil er sich da wohlfühlte. Oft saß ich bei ihm, und wir spannen die Fäden der Tagesarbeit fort; während draußen die Stadt ruhte, durchdachten wir neue Pläne oder hielten «getrüffelte und gepfefferte» Konversation über die hohe und internationale Politik, die ihn besonders interessierte. Er war durchaus belesen und kannte die Biographien aller regierender Staatsmänner. Seine Skepsis war freilich gründlich: «Würden die ihre eigenen Geschäfte so führen wie die ihrer Regierung, so wären die meisten von ihnen längst in Konkurs!» Er versäumte kaum einen wichtigen Vortrag, den etwa der oder jener Minister in Köln hielt. Wegen seines mangelhaften Gehörs mußte er möglichst weit vorne sitzen, aber seine Beziehungen zu den lokalen Zeitungen verhalfen ihm regelmäßig zu guten Plätzen. Auf solche Weise wurde er gelegentlich einer Rede des damaligen Reichskanzlers Marx mit einem Weihbischof bekannt, der neben ihm saß. Als ich den Vater hinterher nach seiner Meinung über die Rede des Reichskanzlers fragte, merkte ich, daß sie ihn weniger beeindruckt hatte als die Äußerung des Weihbischofs, er trage gern die Schuhe des „Geschäfts“ und sei sehr zufrieden damit.

Ich hatte vom Vater gelernt, jahrein, jahraus angespannt zu arbeiten und mich dabei nicht zu schonen. Ich reiste viel, zu den Filialen, den Messen, suchte Fabriken und andere Einkaufs- und Informationsquellen auf. Gelegentliche Ferien waren nicht mehr als Erfrischungspausen, wie im Geschäft überhaupt das Streben nach dem kaufmännischen Ziel das

Denken an Persönliches und Privates geradezu ausschloß. Nur einmal im Jahr, wenn nach Weihnachten der große Januar-Ausverkauf vorüber war und die kölnischen Fastnachtsbellen zu «klingelen» begannen, schleiften die Zügel locker, und von Donnerstag vor Karneval, der Weiberfastnacht also, bis zum Karnevaldienstags-Ende habe ich schon als Jüngling nur wenige Stunden geschlafen und nach dem Motto «Am Aschermittwoch ist alles vorbei / die Schwüre von Treue, sie brechen entzwei...!» das Leben schwerelos heiter zu finden gesucht. Übrigens ließ der Karneval mich immer wieder mit Freude spüren, wie populär «das Geschäft» in der Stadt geworden war. Die Rosenmontags-Kapellen bliesen vor seiner Front einen Tusch, und überall in ganz Köln sang man den Vers: «Maria un Joseph – die han en der Schelderjaß en Schohnsjeschäff...» dessen Herkunft wir nie in Erfahrung brachten, und dessen Melodie, vielstimmig gesungen und vom Orchester gespielt, mir oft entgegenklang, wenn ich um die Karnevalszeit ein Lokal betrat.

Der «Kölsche Karneval» war damals echtes Volksfest, das eigentlich schon «am Elften im Elften» mit einer Vorfeier der Karnevalsgesellschaften anhub und «am Ersten im Ersten» ins stürmische «Sessionsleben» eintrat. Vielleicht geht er nach Tradition und Charakter bis auf die römischen Garnisons-legionäre zurück, die bunt aus aller Welt die merkwürdigsten Kulte an den Rhein gebracht und mit denen der Eingeborenen vermischt haben mochten. Oder war es umgekehrt so, daß die Ansässigen etliches von den Bräuchen der Fremden in die eigenen aufnahmen? Wie dem auch sei, das Fest ist in den rheinischen Städten und zumal im Heiligen Köln von jeher so berühmt wie beschwingt gewesen und braucht kaum beschrieben zu werden.

Schon als Kind war ich besonders von den Roten und Blauen Funken angetan, die in der Uniform der alten Kölner Stadtsoldaten mit klingendem Spiel durch die Straßen zogen und auf öffentlichen Plätzen das «Stipfeföttche» vorführten, einen Tanz, bei dem die Funken ihre Hinterteile aneinander reiben, und das «entzückende Tanzmarieche» mit seinem

Kavalier vor ihnen einhertanzte. Daß es damals noch von einem verkleideten Mann «gemacht» wurde, wußte ich nicht. Richtig schön wurde es dann erst am Sonntag: schon in der Frühe zogen die kostümierten Kapellen der Karnevalsgesellschaften durch die Stadt und brachten den Bürgern ihre Ständchen, um den Straßenkarneval einzuleiten, und bereits um die Mittagszeit füllten die Züge phantasievoll verkleideter Jecken die Straßen der Innenstadt – voran der Mann mit der «dicken Trumm» und hinter ihm marschierend und tanzend Männlein und Weiblein in bunter Reihe. Zwischen ihnen und den Passanten, die bereitwilligst eine Gasse bildeten, flogen saftige Zurufe hin und her, Lieder erklangen, die ihres freien Textes wegen nicht in der «Sitzung» gesungen werden durften und desto mehr nun hier die Stimmung hoben.

Drei Tage und Nächte lang gehörte Köln dem Rausch, dem Gesang und Tanz, der Musik. Nicht umsonst hatte man das Jahr über gespart und gesagt «Waat bis Fastelovend!» – «Warte bis Fastnacht!» Nun waren die tollen Tage da und wurden genutzt. Ein Höhepunkt war der Rosenmontagszug.

Als noch die Pferdebahnen durch Köln fuhren und keine Oberleitungen im Weg waren, baute man die Wagen des Umzugs so hoch, daß Josef Wingender, ein Freund des Vaters, als er einmal Prinz Karneval war, von seinem Wagen aus einen Paradedstrauß roter Rosen in Großmutter's Wohnstube werfen konnte. Übrigens war es damals üblich, die Kunden des Hauses zum Zug einzuladen, so daß an diesem Tag das Geschäft sich in ein Vergnügungslokal verwandelte; keiner ließ sich vergeblich bitten. Mit Kind und Kegel kamen alle, wurden reichlich mit Kaffee und Kuchen und dem Fastnachtsgebäck «Muuzen» und «Muuzemändelchen» bewirtet, und Wein und Sekt flossen in Strömen. Nach der Statistik des Vaters erschienen zu dieser Veranstaltung durchschnittlich dreihundert Personen, für die alle Schaufenster ausgeräumt und die Vitrinen des Obergeschosses beiseite gerückt wurden, damit sie aufs bequemste Wagen und Reiter und das ganze Tschingdara und Trullala bewundern konnten.

Viele «Präsidenten», Liederdichter und Komponisten zählten

zu unsren Kunden, und so waren die Berühmtheiten des Karnevals, deren Gesichter und Namen so oft in den Zeitungen erschienen, mir nicht fremd. Der bekannteste von ihnen, Willi Ostermann, kam mir auch persönlich nahe. Kennengelernt habe ich ihn ganz früh; er hatte im Auftrag des Vaters ein Poem geschrieben, das mein Bruder und ich – wir waren damals zwölf und dreizehn Jahre alt – auf der Hochzeit einer Tante vorzutragen hatten. Als Bergleute verkleidet, mit schwarzen Kitteln und Kapuze und langem Bart, schwenkten wir beim Refrain «Glück auf, ihr beiden!» kräftig eine brennende Grubenlampe. Und als der Urheber es mir einstudierte, verriet ich ihm, daß auch ich dichte, und trug mein Werk «Der Teufel lacht dazu» vor. Er empfahl mir, einiges zu verbessern, aber er riet auch, es zusätzlich auf der Hochzeit zu «bringen». Derart begann eine lustige Art von «Dichterfreundschaft» zwischen dem weit Älteren und mir, und wir haben einander nie mehr aus den Augen verloren.

Ostermann ist auf seine Weise eine Persönlichkeit gewesen: ein echt Kölscher Volkssänger, der seinen Landsleuten (und nicht nur ihnen) Jahr für Jahr drei neue Lieder bescherte. Er wußte, was ihnen gefiel, was sie brauchten, und keinem ist es gelungen, über ihn hinauszuwachsen. Er nutzte für seine Schlager allerlei Begebenheiten aus dem Alltag des Kleinen Mannes, gab dessen sorgenvollem Dasein die Wendung zum Humor, beschrieb es im Vers, um es moritatenhaft im Kehrreim zu verallgemeinern, schuf Text und Musik von unverwechselbarem Charakter. Und trug er selbst vor, ein hagerer Kerl mit schmalem Gesicht, Stupsnase und rotem Haar, so zündeten seine heisere, nicht ausgebildete Stimme und seine charmante Mimik sogleich, sein Publikum entzückte sich und sang nach Kräften mit. Zahllos sind denn auch seine Walzer und Polkas und Foxtrotts, die längst Kölner Volksgut darstellen, weil sie Kölner Geschichte spiegeln. «Jetzt hät et Schmitze Billa en Poppelsdorf en Villa» feierte den Wunschtraum des Kleinen Mannes vom Eigenheim vor den Toren der Stadt, und «Woröm solle mer ald en de Heija jon – et es noch veel zo fröh» prangert die gestrenge Sperrstunde der britischen Be-

satzer von damals an, und der Walzer «Einmal am Rhein und dann zu Zwein alleine sein» ist für die Fremdenverkehrswerbung von Basel bis zum Meer das Feldgeschrei geworden.

Er hat mir einmal erzählt, er dichte seine Lieder «gewöhnlich im Mai, wenn et jrön weed». Er begab sich dazu in den nah bei Köln gelegenen Königsforst zu seiner Lieblingsbank, dort kamen ihm seine besten Gedanken und mit den Versen auch die Melodie, die er in ein Diktaphon sprach und sumnte. Sein Schwager Emil Palm arrangierte viele davon für Gesang, für Klavier und für Orchester, die Blätter erschienen im Eigenverlag und brachten ihm so viel ein, daß er leben konnte. «Wat ich maache, es hauptsächlich jet för die ärm Lück» – «was ich schaffe, ist hauptsächlich für arme Leute» – und sie dankten es ihm, der zeitlebens «ne kölsche Jung» geblieben ist, einer von ihnen, nichts andres sein wollte und sich auch nicht falsch einschätzte. Manchmal kam er um die Zeit des «Elften im Elften» zu mir ins Büro, um mir seine neuen Stücke vorzusingen. Einmal begrüßte er mich, er habe da etwas ganz Feines verfaßt. «Das ist nur etwas für Konzerte», sagte er verschmitzt, «das kommt mir nicht unter das Mundharmonikapublikum!» und sang mir das «Kut erop!» vor, das eines seiner ganz großen Lieder geworden ist. Der Kehrreim hieß «Kut erop! Kut erop! Kut erop! Bei Palms do es de Pief verstopp. Et hät die ärm Frau Palm die ganze Stuff voll Qualm!» und das Lied gefiel mir sogleich so sehr, daß ich eine Dreifarben-Reklame des Geschäfts für die Klavier-Ausgabe in Auftrag gab.

Karneval hat immer seine Bedeutung für mich behalten, und wenn das klassische Datum sich nähert, überkommt mich die Sehnsucht nach der alten Heimat, und ich möchte wie Ostermann «zo Foß no Kölle gon». Aber auch anderen am Rhein geborenen muß dann wohl ähnlich zumute werden, denn, wo immer auch ich in der Welt gewesen bin, habe ich Karneval feiern können. In Los Angeles einmal geriet ich in einen vollen Saal mit Rheinländern; sie gehörten dem Kolping-Verein an. Den ganzen Abend lang ging es mit Büttensreden und Krätzchen und Ostermann-Liedern hoch her, man

schunkelte und sang «wie zo Kölle», und die Kapelle schmetterte den «Treuen Husar», bis auch der «father» die deutschen Worte gelernt hatte und begeistert mitsang.

Köln, meine Heimatstadt, schien mir immer anziehender, lockender, bindender als andere Großstädte. Kam ich von irgendwoher und schaute aus dem Fenster des Abteils, während der Zug langsam über die Hohenzollernbrücke glitt, dann sog ich das Bild der Stadt am breiten Strom in mich ein. Da lag drüben Deutz und das Messegelände, und der Zug rollte der Altstadt entgegen, die mit ihrem Häusermeer und den unzähligen Kirchtürmen sich wie ein Buch aufblätterte. Seitwärts der Brücke erhoben sich in der vorderen Front an breiten Uferanlagen uralte Fachwerkhäuser und in ihrer Mitte das «Stapelhaus», das ehemalige Lagerhaus der Stadt, und dahinter drängte und zwängte sich, vielfach ineinander verwoben und verschachtelt, das Gewirr gewundener Gassen und Gäßchen gleich einem unordentlich hingeworfenen Netz, das an den zahlreichen Kirchen Halt zu suchen schien.

Gegenüber leuchtete an der Uferstraße das weiße Gebäude der Eisenbahnverwaltung, in der Ferne erhob sich aus dem endlosen Häusermeer das einzige Hochhaus, das Köln seinerzeit aufwies. Weiter drunten am Ufer wieder bot sich das merkwürdige, auf einer ehemaligen Befestigung errichtete Restaurant «Bastei» und, noch einmal drüben von Deutz her, der schlanke Messeturm. An den eleganten Linien der grünen Mülheimer Brücke dann fing sich der Horizont.

Näher nun und unmittelbar nahe das riesige Halbrund der Altstadt und davor das mächtige Gebirge des Doms in seiner geheimnisvollen Überwirklichkeit. Ich sah in ihm nie nur die katholische Kathedrale, vielmehr das Gotteshaus insgesamt, das zum Ruhme des Herrn erbaute Heiligtum, das alle irdischen und himmlischen Kostbarkeiten enthält. Voll Ehrfurcht folgte ich den von Kindheit an vertrauten, aufwärts strebenden Linien seiner Gotik, die in den Kreuzblumen der Türme nicht zu enden schienen, und schauernd gedachte ich beim Anblick der stets irgendwo angebrachten Baugerüste jener Prophezeiung des Teufels, der dem Dombaumeister Gerhard

zugerufen hatte, das Werk werde nie beendet werden. Ein gewagtes Stück schien mir solch Gebild von Menschenhand – aber: wie bewunderungswürdig auch! Oft blickte ich auf die steinernen Blumen und Gestalten, auf das Lichtspiel an Schiff und Fenstern, zumal, wenn die Bogen schon im Abenddunkel lagen, während die Türme im Schein der letzten Sonnenstrahlen sich reckten.

Immer wieder wurde der Dom mir zum neuen Erlebnis, besonders, wenn an Vorabenden hoher Feiertage oder festlicher Ereignisse seine Kaiserglocke mich von fern herbeirief; war es nur irgend möglich, folgte ich ihr. Dann saß ich in der Gartenanlage am Südportal und spürte «es» lebendig werden im traulich-geheimen Gestein. Dumpf und schwer schwebten von oben die Glockentöne herab, und in den Mauerschatten erschienen mir Cherubim mit Flammenschwertern und jene Szenen, die Schiller in seinem Lied uns vorstellt.

Von der Brückenmitte aus sah ich den starken Strom, der zwischen den Pfeilern drängte und rauschte, während Schleppzüge und Flöße und Vergnügungskreuzer zuberg und zutal fuhren, zwischen ihnen die kleinen, spritzigen Motor-, Segel- und Paddelboote. Am Ufer hin eilige Menschen, Trams und Autos, und die weißen Züge der Köln-Bonner Rheinuferbahn sagten mir vollends, nun sei ich zu Hause, bei den altvertrauten Freunden der Kindheit, die ich von der Straße, an der ich aufwuchs, her kannte. Zu Hause, in der Atmosphäre, die uns Kölnern im Blut liegt – Gemütlichkeit und ein Schuß von Spirituellem.

Ich hatte als Kölner gearbeitet und gefeiert und als Deutscher gedient und gelitten – und doch hatte ich nie den geringsten Zweifel daran, daß ich als Jude letztlich ein Staatsbürger zweiter Klasse war. Hie und da zeigte es sich mir auch, wenn sich freundschaftliche Beziehungen zum andern Geschlecht anbahnten, und ich der Partnerin zu bedenken gab, mit wem sie sich einlasse.

Aus der Zeit vor dem offenen Antisemitismus des Dritten Reiches erinnere ich mich nicht an irgendwelche Zurücksetzungen, die ich in Köln erlebt hätte; verließ ich aber die

rheinische Heimat, so kam mir rasch zum Bewußtsein, daß in Deutschland der Jude als anderer, ja, fremder und minderer Mensch betrachtet wurde. Es war eine Erfahrung, die mir den Zionismus nahebrachte, oder mich ihm, so daß ich ihn unterstützte, ohne mich ihm anzuschließen. Vor 1933 fand ich nichts, das mich veranlaßt hätte, die Heimat aufzugeben, aber es schien mir notwendig, daß eine Stätte geschaffen werde, zu der die Juden sich retten könnten, wenn sie sich bedrängt fühlten, und an der sie nicht nur geduldet wären, sondern kraft ihres Rechts auf Heimat leben könnten.

Ich hatte schon früh vom Zionismus gehört. Auf unseren Spaziergängen begegnete uns zuweilen ein hochaufgeschossener, stets dunkel gekleideter Herr mit langem, schwarzem Bart, und von weitem schon sagte der Vater geringschätzig, das sei der Holzhändler Wolfsohn – «der zukünftige König von Juda, der jüngste Prophet, der uns nach Palästina zurückführen will». Was ich derart zunächst zur Kenntnis nahm, wollte ich später denn doch genauer wissen und wandte mich an die Großmutter. Sie erzählte mir sogleich sehr ausführlich von Geschichte und Ziel der zionistischen Bewegung und über deren Oberhaupt Theodor Herzl. Sie kannte und besaß einige Literatur zum Thema und war auf «Ost und West» abonniert, eine Zeitschrift, die mir nicht allein durch Aufsätze, sondern auch durch Bilder aus dem damaligen Palästina interessant wurde. Als ich hernach dem Vater davon berichtete, zeigte er sich wenig begeistert. Er wollte mit Zionismus nichts zu tun haben, erklärte mir entschieden, unser Vaterland sei Deutschland; die Geschichte lasse sich nicht zurückdrehen, und Palästina kenne er nicht einmal.

Was einem jungen Gemüt, dem die Eltern immer wieder das «Bedenke, daß du Jude bist!» vorstellten, die ersten Berichte über Zionismus bedeuten mußten, ist wohl einleuchtend. Schon früh hatte ich von Antisemitismus gehört, schon in der untersten Schulklasse wahrgenommen, daß das Christentum das Bekenntnis der Mehrzahl, das Judentum das einer winzigen Minderheit sei, und erfahren, daß wir Juden es gewesen seien, die den Heiland ans Kreuz geschlagen und

damit ewigen Fluch auf sich geladen hätten. Und unvergeßlich blieb mir der Fremdenführer von Straßburg, der am Münster erklärte, diese Frauengestalt da, kraftvollen Wuchses und wachsamen Auges, verkörpere die christliche Kirche und jene dort, die schwächliche mit der Binde vor den Augen und dem zerbrochenen Stab, die Synagoge!

Freilich, sprach ich mit den Eltern über dergleichen, so nannten sie es Taktlosigkeiten, die nun einmal im Leben zu ertragen seien. Und ihre Haltung hat wohl veranlaßt, daß ich den Problemen gegenüber kühl blieb, die der Zionismus in mir aufwarf und die das Nachdenken über die Stellung der Juden im Völkerleben in mir weckte. Und so wenig wie der Vater dachte ich an Umsiedlung. Da war das Vaterhaus auf deutschem Boden, da waren Schule und Kameraden, deren Muttersprache auch die meinige war, und da war das Geschäft und die deutsche Kultur und Kunst. So verstand ich unter Zionismus damals Hilfe für die Ostjuden, zu denen ich eine Art Stammverwandtschaft empfand, und diese von ihren Sitzen vertriebenen Menschen, in eine sichere Zuflucht zu bringen, schien mir gewiß eine verpflichtende Aufgabe, auch wenn ich als deutscher Jude in erster Linie doch Deutscher war.

All diese heute so aktuellen Probleme lagen damals und noch langhin nach dem Gespräch mit der Großmutter in einer fernen Zukunft. Damals beschäftigte mich die fast entgegengesetzte Haltung zweier mir so nahestehender Verwandter, des Vaters und der Großmutter, und meine Konflikte fanden erst nach Jahren ihre Lösung, als ich Professor Chaim Weizmann, den Präsidenten der zionistischen Organisation, kennenlernte. Seine suggestive Persönlichkeit füllte den Raum, in dem er mit tiefgründiger Umsicht die These vom «jüdischen Volk unterwegs» verkündete. Beschrieb er das Leben der jüdischen Pioniere im Heiligen Land, so leuchteten seine Augen. Seine Argumente waren gewinnend und überzeugend, seine Diskussion schlagfertig, und oft klang, was er vortrug, wie prophetische Vision; sprach er, so glaubte man hinter ihm die Scharen verfolgter Juden zu erblicken, die durch seinen

Mund ihr Recht auf Heimat in der Welt forderten. Und war es mir nicht möglich, mit Rücksicht auf den Vater, geradezu in das zionistische Lager einzutreten, so fühlte ich doch die tiefe Verpflichtung, die die Bewegung jedem Juden auferlegte und tat manches, was ihr zugutekam.

Dabei kam es gelegentlich zu einem für mich als Sohn denkwürdigen Gespräch mit dem Vater. Ein Freund hatte mich zu einer Zusammenkunft in kleinem Kreise eingeladen, in dem Weizmann sprach; übrigens beherrschte dieser, von Geburt Russe, das Deutsche vollendet wie viele Ostjuden. Später legte der Vorsitzende eine Spendenliste auf und eröffnete sie mit einem hohen Betrag, bevor er sie mir reichte. Spontan trug ich das «Geschäft» mit einer Summe ein. Beim Frühstück fragte der Vater, wie es gewesen sei, und ob ich auch habe «etwas zeichnen müssen». Abwartend vertiefte er sich in seine Zeitung, schwieg einen Augenblick, nachdem ich berichtet hatte und erklärte dann: «Die Leute haben Glück gehabt, daß du dort warst. Meine Meinung kennst du ja. Ich hätte nicht so viel Geld gegeben. Aber – wenn du es für richtig befunden hast, wird es wohl in Ordnung sein.»

Die Begegnung mit dem Zionismus führte mich zu eingehendem Studium seiner Literatur. Ich las die Schriften und Tagebücher Theodor Herzls, das «Rom und Jerusalem» von Moses Heß, der auf dem jüdischen Friedhof in Köln-Deutz beerdigt ist, die «Geschichte der Juden» von Dubnow und Graetz, den «Rabbi von Bacharach» von Heine und anderes noch. Dabei wurde mir klar, daß deutscher Antisemitismus nicht selten auf Unkenntnis jüdischen Wesens und auf Unverständnis jüdischer Sitten und Bräuche beruhte. Dazu kam, daß fast niemand mehr daran dachte, daß das Christentum ursprünglich eine politisch-religiöse Bewegung innerhalb des Judentums gewesen und seine tiefsten Wurzeln in ihm hat.

Die Juden, deren Vorväter schon mit den Römern nach Germanien gekommen waren, liebten die deutsche Erde nicht weniger als die Germanen, die von Norden und Osten her ihr Land in Besitz genommen hatten, und sind dieser Erde so treu gewesen wie ihre christlichen Mitbürger. Sie

haben, Kinder des gleichen Staats, im Heer gedient, das viele die Schule des Lebens nannten, und haben sie im Krieg verteidigt. Sie wurden befördert und ausgezeichnet, sie starben den Soldatentod. Dennoch gelang es Hetzern, weithin die Meinung zu säen, daß Staatstreue und Vaterlandsliebe ein Privileg «arischer Herkunft» und demnach auf Menschen «jüdischer Rasse» kein Verlaß sei. Bismarck etwa, der privatim die Juden das «mousseux im deutschen Volk» nannte, lehnte es ab, sich einen jüdischen Reserve-Offizier oder Oberlandesgerichtsrat auch nur vorzustellen.

Zahlreiche Beispiele zeigen das wirkliche und eigenartige Verhältnis der Juden zu Deutschland. Nicht nur, daß auch sie – im Elternhaus war es so – das Kaiserbild überm Schreibtisch hatten und den Geburtstag des Monarchen feierten, dessen Exil beklagten.

Im deutschen Volke wirkten offenbar dunkle Kräfte, aller Vernunft unzugänglich und nicht einmal fähig, den Ruhm zu fassen, den jüdische Gelehrte dem deutschen Namen eintrugen: man denke nur an diejenigen, die das Nobel-Komitee ausgezeichnet hat. Albert Einstein glossierte seinerzeit die Situation: «Heute gelte ich in Deutschland als deutscher Wissenschaftler und in England als Schweizer Jude», sagte er. «Würde ich aber eines Tages persona non grata, so wäre ich für die Deutschen ein Schweizer Jude und für die Engländer ein deutscher Gelehrter.»

Einen eigenartigen Beweis auch für die Einstellung der deutschen Juden oder vielmehr jüdischen Deutschen, die ja bei weitem nicht alle Zionisten oder auch nur Förderer waren, bildete der «Reichsbund jüdischer Frontsoldaten».

Der Grundgesinnung vieler Mitglieder des RjF, dem ich selbst aus Solidarität eine Zeitlang, in Köln auch als Vorstandsmitglied, angehörte, entsprach die Abneigung gegen den Zionismus, der nur Wasser auf die Mühle des Antisemitismus gieße, obgleich lang schon offenkundig war, daß den Vorkämpfern des Rassegedankens mit Gesinnungstüchtigkeit nicht beizukommen sei. Mit einer zuweilen grotesken Tüchtigkeit: als ich im Februar 1936 einen RjF-Freund um eine

Spende für Bodenkauf in Palästina bat, versetzte er: «Ich gebe gern für das jüdische Altersheim in Köln, aber keinen Pfennig für die Wüste!»

Im Reichsbund jüdischer Frontsoldaten waren viele tausend Kriegsteilnehmer von 1914/18 zusammengeschlossen. Nach 1933 fühlten sie sich als Vortrupp des deutschen Judentums und hofften bis zuletzt, einen gerechten Status für alle deutschen Juden erringen zu können. Mit den Mitteln, die der enge Rahmen des Dritten Reiches ihnen noch ließ, und mit unbeirrbarer Liebe zur deutschen Heimat, für die sie einst ihr Leben eingesetzt hatten, kämpften sie einen tapferen, aber nach Lage der Dinge vergeblichen Kampf. Oft dachte ich in den Versammlungen des RjF, wie unredlich das antisemitische Propagandawort war, das die deutschen Juden als «Vaterlandslose Gesellen» bezeichnete. Andererseits erinnerte ich mich aber der unrühmlichen Judentzählung, die im Jahre 1916 stattfand. Auf wessen Anordnung, wußten die jüdischen Soldaten nicht, die im Trommelfeuer nach der Konfession befragt wurden – nur, daß sie verstört waren, als ahnten sie eine düstere Zukunft. Und in der Tat: kaum waren die geschlagenen Truppen zu Hause, da begannen Rechtskreise, die Schuld an der Niederlage «den Juden» aufzubürden. Schon als Militär-Internierter in Arosa bekam ich es zu spüren: ein befreundeter evangelischer Geistlicher, mit dem mich das gemeinsame Interesse an kulturellen Dingen verband, kehrte von einem kurzen Besuch in seiner Heimat Berlin zurück und nahm seine üblichen Vorträge mit einer antisemitischen Demonstration wieder auf! Ohne seine Behauptungen über die «jüdische Schuld» zu beweisen, begnügte er sich mit der Erklärung, all das sei nicht persönlich gemeint, aber es sei «jetzt die Richtung». Und in Köln, nach meiner Heimkehr, warnten mich sogleich einige christliche Freunde: Deutschland habe den Krieg verloren, und die wahren Schuldigen seien gewillt, die Juden zum Sündenbock zu machen, wobei sie sich einstweilen noch nicht stark genug fühlten, um anders als unterirdisch vorzugehen. Ich solle auf der Hut sein und das meinige dagegen tun. Indes, lenkte ich bei jüdischen

Freunden das Gespräch auf dieses Thema, so bekam ich meist zu hören, man sei in Deutschland geboren, habe für Deutschland gekämpft so gut wie die anderen, und was ich denn eigentlich wolle!

Auch ich empfand in jenen Jahren keinen Zwiespalt. Meinen Eltern bedeutete Judentum nichts anderes als eine Konfession wie die katholische und die protestantische; der Vater wollte nichts von «jüdischer Rasse» wissen und bezeichnete jede Äußerung, die ihn diesem Begriff unterwarf, als antisemitisch. «Ich bin Deutscher», sagte er stolz, «und meine Religion ist meine Privatsache!»

So sind wir als treue Deutsche und gottesfürchtige Juden herangewachsen, und so haben die geistige und die religiöse Welt sowohl des Deutschtums wie des Judentums mich geformt und genährt – zwei Wurzeln, ohne die mir das Leben ohne Halt schien. Von früh an war mir Deutsch die vertraute Muttersprache, die Sprache der Heimat, und Hebräisch die heilige Sprache meines Gottes und der Bibel. Das eine lernte ich mit den ersten Lauten, das andere, als ich zu denken begann. Wo immer ich war, hatte ich die Heilige Schrift und Goethes Faust in greifbarer Nähe. Und heute stehen beide Sprachen mir gleich nah, wenn auch die Muttersprache mir bequemer ist; verbinde ich jedoch die eine mit der andern, spielerisch Worte tauschend, so stört der Klangunterschied mich nicht, da beide mit mir ganz verwachsen sind.

Deutscher und Jude zu sein schien mir in jenen Jahren weder ein Unglück noch ein Widerspruch, auch dann nicht, wenn ich unter Ausländern als Deutscher schief angesehen oder wenn von deutschen Mitbürgern jüdische Ehre verletzt wurde. Ich betrachtete Rassenhaß als etwas Niedriges, für das ich nur Verachtung kannte.

Auf Geschäftsfahrten ins Ausland, als ich im Auftrag des Vaters die abgebrochenen Verbindungen durch persönlichen Kontakt erneuern sollte, bekam ich die Stimmung gegen Deutschland nach dem ersten Weltkrieg zu spüren. Mit einem deutschen Paß zu reisen war damals nicht angenehm, und an Grenzen und in Hotels war er kein sehr beliebtes Papier.

Politischen Gesprächen mit Unbekannten ging man besser aus dem Weg, wenn man nicht, zumal von Franzosen und Engländern, überhaupt gemieden wurde. In der Einsamkeit eines abgelegenen, italienischen Hotels fand ich mich einmal wochenlang so völlig isoliert, daß ich abgereist wäre, wenn mir nicht die Landschaft so gut gefallen hätte. Und noch zu Beginn der Zwanziger Jahre, im Speisewagen von Dover nach London, stürzte das angeregte Gespräch mit einer jungen Engländerin, als sie hörte, daß ich Deutscher sei, in eisige Abgründe. Dabei hatte bereits ein Rendez-vous für den nächsten Abend in Aussicht gestanden, und eigentlich kannten wir einander schon seit Calais, wo sie beim Einsteigen fast gefallen wäre, und ich ihr Gepäck aufgesammelt hatte. Und noch 1924 wurde in einem Pariser Restaurant mein französischer Freund von einem seiner Bekannten zur Ordnung gerufen, weil er mit mir deutsch sprach. Wurde ich so von Ausländern zu den deutschen «Huns» und «Boches» gerechnet, so wurde ich später von eben diesen Deutschen als volksfremdes Element abgetan.

In meiner Schulzeit allerdings spürte ich wenig von Antisemitismus; in Köln herrschte Frieden zwischen den Bekenntnissen. Ich ging mit christlichen Kameraden in ihre Kirchen und sie mit mir in die Synagoge, und wir taten das nicht immer nur aus Schaulust. Die Dom-Predigten eines Geistlichen angeblich jüdischer Abstammung fanden den Zulauf der nicht katholischen Bevölkerung; wir Sekundaner waren ebenfalls dabei. Was ich dort hörte, regte mich an, das Neue Testament zu lesen, das vielen Juden als tabu galt. Wir jungen Menschen indes kannten keinerlei Trennung durch Konfessionen.

Nicht anders war im Jahr 1911 der «Fall Jatho» eine Angelegenheit des ganzen Köln. Das Konsistorium hatte einen Pfarrer wegen seines undogmatischen, optimistisch-pantheistischen Glaubens vor ein kirchliches Spruchkollegium gezogen. Alle Welt nahm nun Anteil am Schicksal dieses Mannes, verfolgte mit Spannung seinen Prozeß, erwartete das Urteil. Als er vom Kirchenrat des Amtes enthoben wurde, gründete

er seine eigene Gemeinde, deren Gottesdienste der Vater wiederholt besuchte, um dann tief berührt daheim ausführlich zu berichten. Im Bücherschrank des Elternhauses stand sein Buch «Zur Freiheit seid ihr berufen», und der Vater, der während der Verhandlungen eifrig mitdiskutiert hatte, nannte ihn ein Opfer des Spießertums.

Trotz all dem aber konnten wir schon als Kinder nicht verkennen, daß wir – mit einem knappen Wort – anders waren, nicht alles mit allen gemeinsam hatten. Ich spürte es besonders, wenn an den hohen Feiertagen das Geschäft geschlossen blieb und der Vater, in schwarzem Gehrock und Zylinder, mit uns zu Fuß zur Synagoge ging, während die übrige Welt arbeitete. Es wurde mir unmittelbar deutlich, daß Konfessionen zu trennen imstande sind.

Der Schabbat und die hohen Feiertage unseres Kalenderjahres unterscheiden sich von den Festen anderer Bekenntnisse besonders durch das Gebot absoluter Ruhe oder Stille, das bis in letzte Einzelheiten ausgeführt ist: jede Art von Arbeiten ist streng verboten, unter anderem das Schreiben, und «folgerichtig» ist ebenso jegliche Betätigung von Schaltern, etwa der Beleuchtung oder des Rundfunks, untersagt; auch die Berührung schon von Geld oder Musikinstrumenten oder Sportgeräten, ja schon das Unternehmen einer Reise oder Fahrt und selbst eines Telefongesprächs ist verboten. Nicht einmal soll eine Blume gepflückt, eine Frucht oder ein Blatt vom Baum gezupft werden. Der Sinn all solcher Gebote und Verbote, die zuweilen wunderbarlich anmuten, hängt freilich mit einem tiefgründigen und innigen Gottesbewußtsein zusammen: an seinen Feiertagen soll der Mensch im Frieden mit der Natur leben, soll die Schöpfung unverändert lassen, innehalten wenigstens in seinem Einwirken auf sie. Es ist ein Bewußtsein, das Weisheit bekundet, und das in der profanen Weekend-Formel moderner Gewerkschaften so nachdrücklich wiederkehrt, wie es in grauer Vorzeit von den Priestern mit sorgsamem Eifer gehütet wurde.

Wohl dachte der Vater sehr über die Dinge nach und sah manches als unter modernen Umständen nicht durchführbar

an; zudem mußten wir ja zum Beispiel am Schabbat, der außerhalb des jüdischen Lebens ein Werktag ist, in die Schule gehen, unsre Mappe tragen, schreiben und derlei Verbotenes mehr tun. Erließ der Vater dann von sich aus dies und jenes, so gelangte ich als Kind trotzdem nie zu rechter Fröhlichkeit an solchen Feiertagen, von denen ich wohl wußte, daß sie von Gott geordnet seien, und doch nicht begriff, warum sie so streng und karg sein mußten. Mißmutig saß ich in meinem Zimmer, weil ich meine geliebte Geige, die Trösterin knabenhafter Einsamkeit, nicht aus ihrem Kasten nehmen durfte, und was sonst «zur Feier des Tages» geschah, vermochte mich kaum so zu erfüllen, daß es über dergleichen und andere Entbehrungen mich hätte erheben können.

Am Vorabend des Pessach-Festes – alle unsre Feste beginnen ja mit dem Anbruch der Dunkelheit – vereinigte die Familie sich um den feierlich mit Kerzen und Kräutern geschmückten Tisch; in der Mitte stand die Schüssel mit den Mazzen, die man an diesem Abend zum erstenmal und dann eine Woche lang ißt. Daß es ein wundervolles Frühlingsfest ist, habe ich gewiß später in Israel erlebt, aber in meiner Jugend allzu wenig spüren können. Die Haggada – das Wort bedeutet: Sagen – mit ihren Gebeten und Liedern über den Auszug aus Ägypten, vom Vater in Hebräisch rezitiert und dann in Deutsch interpretiert, wirkte doch recht überholt, und es ist, beiläufig angemerkt, durchaus verständlich, daß man in Israel nach modernen Formen dieser Liturgie sucht. Oft tut man es, indem man der Schilderung des Exodus die Geschichte erst jüngst gegründeter Dörfer und Städte, häufig im sprühenden Humor unsres Volkes, hinzufügt und so das Überlieferte neu belebt. Von solchen Reformen allerdings war bei uns damals nicht die Rede, ich stand am Seder-Abend denselben Problemen gegenüber, die ich von der Synagoge kannte, und wartete ungeduldig auf die Stelle, die auf deutsch «Nun wird nach Belieben gespeist» lautet und die Pause zwischen dem ersten und zweiten Teil anzeigt. Das Festmahl mit Nudelsuppe und Mazzenklößchen, Kalbsbraten und Schokoladepudding war mir weit interessanter als die ungekonn-

ten Bildchen in unserer Haggada samt den sieben Plagen und dem Marsch durchs Rote Meer. Wohl auch durften wir an diesem Abend Wein trinken, zudem aus silbernem Becher, und hernach sang der Vater beschwingter und lauter, wenn auch nicht ganz rein. Und doch, wie sollte man festlich gestimmt werden, wenn man fortwährend gemahnt wurde «Schau ins Gebetbuch, sitz grade, sing schön – es ist ein ernstes Fest ...»

Am Lichterfest Chanukka im Dezember war es kaum anders. Wir feierten es bei der Großmutter. Die Kerzen wurden angezündet, in ihren Leuchtern dicht an die Fenster gestellt; die Großmutter erklärte, sie sollten weithin sichtbar sein, um viele zu erfreuen und zumal jene Armen, die das Geld dafür nicht aufbringen konnten. Eher diskret als derart demonstrativ, versuchte der Vater dann sie zu überzeugen, daß die Leuchter auf den Tisch in der Mitte des Raums gehörten, und daß die Passanten nicht unbedingt auf private Vorgänge in einem Geschäftshaus aufmerksam gemacht werden sollten. Natürlich ließ die Großmutter sich in ihrer Überzeugung nicht beirren, und einige Mißstimmung entstand, die uns Kindern nicht verborgen blieb, auch wenn die Gespräche darüber nur geflüstert wurden.

Ebenso war das Kinderfest in Vaters Loge kaum eine reine Freude für uns. Gewiß gab es Kuchen und Kakao in Hülle und Fülle, aber unvermeidlich auch die Rabbiner-Rede mit dem stets gleichen Schluß «Strebt den Makkabäern nach – bewährt euch als aufrechte Juden und vergeßt es keinen Augenblick!» Ermahnungen also, die ich von zu Hause genugsam kannte, und deretwegen meines Erachtens kein Kinderfest veranstaltet zu werden brauchte. Die nicht minder unvermeidliche Schüleraufführung mit ihren Makkabäer-Szenen fügte der Langeweile womöglich noch jene Beklemmung hinzu, die entsteht, sobald die Darsteller zu «schwimmen» anfangen. Und bei alledem entbehrte mein kindliches Herz die Bescherung, die es weder hier noch zu Hause gab, und die in den Erzählungen meiner Schulfreunde eine große Rolle spielte. Eine Entbehrung, die nicht ausgeglichen wurde durch

des Vaters Erläuterung, der Anblick der Lichter sei genug der Freude für einen Juden – der Lichter, die die wunderbare Errettung und den Fortbestand unseres Glaubens anzeigten, und der Freude darüber, die durch eine Bescherung nur gestört werde.

Man wird mich kaum mißverstehen und mir etwa unterstellen, ich wolle unsere Feste herabsetzen. Ich berichte nur eben, daß man früher in der Diaspora wohl trefflich verstand, den Kindern ihren Ernst vorzuführen, aber alles unterließ, was sie ihnen hätte anziehend machen können. Man hütete ängstlich die «religiöse Selbständigkeit» so sehr, daß man «die christliche Sitte» der Bescherung geradezu ablehnte, weil weder in der Bibel noch im Talmud davon die Rede sei. Daß man damit Religiöses und Kulturelles verwechselte und den Anschluß an eine normale Entwicklung verlor, begriff man offenbar nicht. Ich habe denn von mir selbst einfach zu gestehen, daß ich meine christlichen Freunde um ihr Weihnachtsfest beneidete, an dem ich nicht teilhatte. Es war gewiß nicht allein das Schenken und Beschenktwerden, es war die Atmosphäre insgesamt, die Ausstellungen der Warenhäuser und aller Geschäfte bis zum kleinsten, der Nikolaus und Knecht Ruprecht, die Adventswochen und die letzten, schon gedrängt eiligen Tage vor dem Fest – Weihnachten als Zeit der Freude, die ich schon früh empfand, wenn ich die Lieder auf meiner Geige spielte oder die Hausmädchen von der Frühmette im Dom erzählen hörte.

So kam es, daß ich als Bub von fünfzehn einige Tage vor Weihnachten der verwunderten Mutter ankündigte, ich werde in der «Heiligen Nacht» in den Dom gehen, um die herrlichen Messen zu hören, von denen ich auch in der Zeitung gelesen hatte. Daraufhin befahl der Vater mich zu einer Aussprache in sein Büro: mit strenger Miene saß er an seinem Schreibtisch – ich stand in entsprechender Haltung vor ihm – und fragte mich allen Ernstes, ob ich etwa die Absicht habe, mich taufen zu lassen. Nein, erklärte ich ihm, ich wolle keineswegs zum Christentum übertreten, und es seien keinerlei religiöse Probleme, deretwegen ich diesen Gang vorhabe, vielmehr sei

es die Musik und, zugegeben, vielleicht auch der Wunsch, Unbekanntes und Fremdes kennenzulernen. Während ich reinen Gewissens das wiederholte, versuchte der Vater mir einsichtig zu machen, der Besuch der Heiligen Messe bedeute entscheidend mehr als der einer sonstigen Veranstaltung, und schloß wie gewöhnlich: «Ich werde es mir überlegen.» Dann aber, obgleich er zunächst mein Vorhaben zu mißbilligen schien, gab er mir die Erlaubnis, und ich bin seither, so oft es mir möglich war, zur Weihnachtsmesse gegangen. Und immer wieder ergreift mich die Friedensbotschaft des Weihnachtsfestes, die ich als Geschenk für alle Welt, für Juden wie Christen, betrachte. Mit den alten Liedern wandern meine Gedanken zurück in die Zeit, da sie zum erstenmal mir erklangen, und kreisen um die Wurzeln unserer Kultur, die man christliche nennt und auf Jüdisches gegründet sieht, und die man, wo immer sie herkommt, erhalten muß. Daß diese Teilnahme am Weihnachtsfest meine Verbundenheit mit dem Glauben meiner Vorväter nie minderte, brauche ich kaum zu betonen, und ebenso, ja noch weniger zu sagen, daß ich meinen Vater dankbar bewunderte für einen Entschluß, der ihm sicher nicht leicht fiel.

Solange ich Junggeselle war, verbrachte ich den Weihnachtsabend zumeist allein. Die Eltern pflegten früh in die Winterfrische zu reisen, die Freunde waren bei ihren Familien; so saß ich denn still zu Hause mit einem Glas Wein, bis es Zeit zur Frühmette war. Und so auch dachte ich an jenem Weihnachtsabend es zu halten, der mir unvergeßlich wurde. Es war in den frühen Zwanziger Jahren. Ich war gerade noch einmal durch das Geschäft gegangen, gegen fünf Uhr, kurz vor Ladenschluß. Die letzten Kunden waren im Aufbruch, das Personal hatte seine Arbeiten beendet und wartete nur noch auf die Zeit heimzugehen. Es war eine von den Stunden, in denen ein Chef sich besser zurückzieht, und ich beschäftigte mich mit den letzten Umsatzzahlen, nach denen der Vater sich meist noch telefonisch erkundigte. Aber es war nicht seine Stimme, als ich den Hörer abnahm. Ich mußte wiederholt fragen, um die im Weinen erstickten Worte zu

verstehen: eine befreundete junge Studentin – ich hatte sie geraume Zeit nicht gesehen – rief mich aus einer Klinik an, in der ihr Bruder im Sterben lag. Unfall – schwer verletzt – nach Meinung des Arztes hoffnungslos. Ob ich nicht kommen könne, um in diesen schrecklichen Stunden bei ihr zu sein, wenigstens, bis Verwandte kämen. Ich wußte, Anita war elternlos und hatte mit dem Bruder eine gemeinsame Wohnung.

Draußen schneite es. Die Straßenlaternen, halb zugeweht, warfen ihre geisterhaften Schatten über vereiste Gehwege. Die Schaufenster waren bereits dunkel. Ich kämpfte mich gegen den kalten und starken Wind durch, bis der Garten des Hospitals mit seinen alten Bäumen mich aufnahm. Im Gebäude hatte das Feiern bereits begonnen, Schwestern unter ihren großen Hauben eilten mit Bäumchen und Paketen über Treppen und Flure, und gelegentlich sah ich durch die Tür eines Saals, in dem die Patienten freudig erregt in ihren Betten saßen, hörte aus einem anderen Raum Grammophonmusik. Es schien unwirklich, zumindest ungewohnt, etwas von Hoffnung und Frohsinn im Krankenhaus. Um so stiller war es in dem Zimmer, das ich nun betrat, und fast dunkel. Die Lampe war verhängt, das Mädchen kauerte in einem Sessel. Sonst kannte ich sie als groß und schlank, mit frischen Farben und gepflegtem Pagenkopf. Jetzt schien sie mir klein, zusammengesunken, sie war zerzaust und bleich. Nach der ersten Frage, auf die sie nur mit schmerzlicher Gebärde antwortete, schwieg ich, setzte mich zu ihr. Eine lange Zeit verging so. Ab und zu hob sie den Kopf, sah mich an, aus wehen Augen, ab und zu schlich sie ins Nebenzimmer, kam ungetröstet zurück, ab und zu erschien eine Schwester. Dann kam ein Arzt; er antwortete ihrem Blick mit einem Kopfnicken, mit einer Geste, ging hinaus. Anitas Bruder war tot. Die Stirn an die Fensterscheibe gepreßt, stand ich da, hilflos, unbeholfen. Es schneite noch immer, im Scheinwerferlicht eines Wagens wirbelten die Flocken.

Seit langem war ich dem Tod nicht so nah gewesen, hatte wohl seit dem Krieg auch kaum über ihn nachgedacht, ihn

immer nur gefürchtet und alle Gedanken an ihn weit von mir gewiesen. Fühlte ich manchmal mich betrübt, so schlug ich das «Buch Kohelet» auf, den Prediger Salomo, das mir liebste Buch der Bibel, das riet «Freue dich, Jüngling, deiner Jugend ... ehe es zu spät ist». Nun erinnerte ich mich eines anderen Worts aus dem gleichen Buch: «Eitelkeit der Eitelkeiten – alles ist eitel. Wozu müht sich der Mensch unter der Sonne? Ein Geschlecht geht, und ein Geschlecht kommt, und die Erde bleibt ewig.»

Während im Dom die Weihnachtsmette gefeiert wurde, stand ich neben Anita, dem dunklen Tor des Todes gegenüber. Ich hörte, in der Stunde allgemeiner Freude, das Mädchen mit Gott hadern, laut und schmerzvoll klagen, warum er ihr den einzigen Bruder nahm, in dieser Nacht. Es traf mich schwer: Sie durfte nicht so reden, sich nicht vergessen. Ich mußte ihr etwas sagen. Ich berichtete ihr, wie einmal, in der Kirche von Arosa, Kardinal Faulhaber von einer Heiligen Nacht gesprochen hatte, in der er jung und einsam am Bett seiner sterbenden Mutter saß, ihre Hand haltend, frei von Gedanken und Gott ergeben nur betete ...

Lange war's still im Raum. Dann kam die Dämmerung, das Haus erwachte, Schritte eilten umher. Jemand brachte Kaffee herein, Verwandte der Geschwister kamen, manche schon schwarz gekleidet. Als ich nach Hause ging, war es trüber Tag. Vorsichtig und fast lautlos tasteten Menschen und Fahrzeuge sich über die weiße Decke in den Weihnachtsmorgen. Es schneite immer noch.

Unsere Synagoge befand sich in der Glockengasse. Ein Sandsteinbau, dessen Stil wohl an die morgenländische Urheimat erinnern sollte. Sie war im Jahr 1861 mit Hilfe eines Kölner Bankiers erbaut worden – zu einer Zeit also, zu der man vom Heiligen Land nur sehr ungefähre Vorstellungen hatte. Immer hatte ich ein wenig den Eindruck, der Architekt habe sich da von Mittelalter und jerusalemischen Kreuzritterbauten und

sogar islamischen Moscheen inspirieren lassen. Aber welche Bewandnis auch mit dem Stil es auf sich haben mochte: von diesem Gotteshaus, dessen Bogen und Zinnen von der höchsten Kuppel mit dem Davidsstern überglänzt waren, gingen Würde und Ruhe aus, und ich habe es immer sehr geliebt.

Unter der mächtigen Wölbung befand sich der Gebetsraum, der Hunderte von Menschen aufnahm. Zu ebener Erde beteten die Männer. Die erste Galerie, die drei Wände einnahm, war nach orthodoxer Sitte den Frauen eingeräumt, die zweite den Chorsängern. An der Wand gen Osten, gen Jerusalem, unter den Gesetzestafeln der heilige Schrein, in dem die Thora-Rollen verwahrt waren, abgeschlossen durch einen Vorhang, der am Schabbat aus dunkelrotem Samt war, geschmückt mit einer aus Silberfäden gestickten Krone und einem hebräischen Spruch. An Feiertagen waren es hellroter Seidensamt und Goldfäden, während am Großen Versöhnungstag – dem Jom Kippur – weiße, fließende Seide mit Gold dies Allerheiligste barg, das die eigentliche Mitte des Raums bildete. Die Thora-Rollen, die nach feierlicher, von Gesang und Gebeten begleiteter Öffnung dem Schrein entnommen wurden, waren mit Mänteln aus jeweils dem Vorhang entsprechendem Stoff bekleidet, und immer war es mein kindliches Entzücken, wenn ihre Kronen das Licht der Lampen widerspiegeln.

Fast während des ganzen Gottesdienstes stand der Kantor beim Schrein, vorbetend und vorsingend, im würdigen Schwarz seines langen Talars und seines hohen Baretts, den weißen Tallit um die Schulter. Zuweilen wiegte er im Gesang den Körper vor und zurück oder blickte hinauf zu der Ampel mit dem Ewigen Licht, die über ihm schwebte. Rechts von ihm, an der Südwand, saß an seinem Pult der Oberrabbiner Dr. Ludwig Rosenthal, der ein Freund des Vaters war. Unser eigener Platz übrigens, der bereits dem Großvater gehört hatte, befand sich ebenfalls ungefähr in der Mitte des Raums, nahe dem «Almemar», einem von Gittern umgrenzten und von Kandelabern flankierten Podium, zu dem in feierlichem Umgang die Schriftrollen zur Verlesung getragen wurden. Fenster

aus farbigem Glas und sparsam verteiltes Licht zusammen mit der schweren, mit dunkelblauen und dunkelroten Feldern und Goldborten verzierten Ledertapete gaben dem Saal, der die Höhe eines Kirchenschiffes hatte, die dämmrige Stimmung, die zur Andacht ermutigt. Von der Kuppel herab, deren farbiges Fenster den Davidstern aufwies, kam das Licht des Tags, an dessen Umlauf ich oft die Stunden vom Morgen bis zum Abendgebet ablas, wenn ich am Jom Kippur von früh bis spät «ohne zu essen und zu trinken» in der Synagoge weilte.

Unser Ritus war orthodox, seit langem ohne jede Änderung, ohne alle Kürzung der Wiederholungen. Selbst das Gebet für den Patriarchen von Babylon, den es doch lang schon gar nicht mehr gab, wurde treulich weiter gesprochen. Die Sprache war Hebräisch; nur bei der Predigt, beim Gebet für den Landesherrn und bei den Seelenfeiern an hohen Tagen bediente man sich des Deutschen. Allerdings, die gründliche Kenntnis der kultischen Sprache war in dieser Synagoge selten: hatten die meisten in ihrer Jugend sie oberflächlich erlernt, so hatten sie im Lauf der Jahre vieles vergessen. Wiederum, der Inhalt der Texte war ihnen vom Brauch her vertraut, und im Notfall mochte der deutsche Paralleltext im Gebetbuch helfen. So folgten die meisten doch inbrünstig dem Gottesdienst und sangen die Melodien der Vorväter, darauf achtend, daß die Kinder sich ebenso einlebten. Der konservative Ritus entbehrt ja jedes Poms und bringt außer dem Aus- und Einheben der Thora und dem damit verbundenen Umgang nichts, was den Beter von außen her zu beeinflussen vermöchte. Er muß zur inneren Feierlichkeit bereit sein, und die Gebete werden teils still gelesen, teils erklingen sie in einem orientalischen, dem abendländischen Ohr seltsamen Singsang, vornehmlich in Moll. Freilich, wer in Israel die graugrüne Landschaft und die Wüste erlebte und die Weidenflöten hörte, erfühlt die schmerzliche Einsamkeit dieser Klangfolgen.

Als ich noch ein Bub war, überwältigte mich zuweilen ihre Melancholie; ihren Text verstand ich ja nicht, weil im inter-

konfessionellen Gymnasium Kreuzgasse wir jüdischen Schüler erst vom vierten Jahr an Hebräisch lernten. Anstatt nun aber uns möglichst intensiv zu unterweisen, damit wir unsere Ursprache hätten lesen können, die zu sprechen ohnehin als Sache der Gelehrten galt – für den Religionslehrer war sie ein Stiefkind seines Unterrichts, der hauptsächlich Biblische Geschichte auf Grund deutscher Lektüre des Alten Testaments behandelte. Vermutlich war die Zurücksetzung des Hebräischen eine Konzession liberaler Kreise: sie wollten nicht ein Anderssein betonen und zogen es vor, ihre Sprache zu verleugnen und für tot zu erklären wie Latein oder Altgriechisch – ein Fehler, der später seine bösen Früchte trug.

So wußte ich nur mühsam die Texte zu entziffern, die der Vorbeter laut las. Aber, bevor ich ihm gefolgt war, war er mir längst wieder davongelaufen, hatte einen anderen Satz, ein anderes Kapitel begonnen. Verzweifelt stand ich meist da und sehr einsam, und nichts blieb mir, als Eigenes zu erfinden und vom Herrgott zu erbitten, was ein Kinderherz erbitten mag. Wer aber hat so viele Wünsche, daß er mit ihnen den zwei oder drei Stunden währenden Gottesdienst am Schabbat, die vier Stunden der hohen Feiertage oder gar die acht des Versöhnungstags zu füllen vermöchte! Manchesmal habe ich mich denn als kleiner Junge im Gottesdienst gelangweilt.

Bis zunehmende Kenntnis der Sprache mir das Verständnis ermöglichte, boten allein der würdige Anblick der Heiligen Handlungen mit Schrein und Rollen und Almemar und die damit verbundenen Chorgesänge wie die Aufrufung der Gemeindemitglieder zur Vorlesung aus der Bundeslade die Abwechslung eines sonst monotonen Daseins. Wohl stand der Vater neben mir; indes, er las schweigsam im Gebetbuch und hielt mich nur an, in Richtung zur Lade und weder nach rechts noch nach links zu blicken; summte ich die Melodien mit, so lächelte er zufrieden. Übrigens gab es am Jom Kippur noch eine Besonderheit, die ich gespannt als «Sensation» erwartete, während die Bibelabschnitte verlesen und das Gebet für

Kaiser und Vaterland gesprochen wurde: zu Beginn der nun folgenden Totenfeier schickten die meisten Eltern ihre Kinder vor die Tür, vermutlich in einiger Befürchtung, die Vorstellung des Todes oder die Hinwendung zu den Toten könne den empfindsamen Seelen etwas anhaben. Und regelmäßig führte der Vorgang zu einer geflüsterten Diskussion zwischen dem Vater und seinem langjährigen Nachbarn, der ihm das gleiche zu tun anriet. Und jahraus, jahrein antwortete der Vater ihm, es werde mir nicht schaden, wenn ich meiner mehr oder minder nachahmenswerten Vorfahren gedenke und für deren Seelenheil in einer besseren Welt etwas tue.

Unmittelbar an diese Feier für die Seelen der Toten schloß die Predigt sich an: feierlich schritt der Oberrabbiner zur Kanzel, unterwegs sich tief vor dem Heiligen Schrank verneigend. Nach einem Augenblick der Rast, der zugleich die Gemeinde innerlich sammelte, setzte er mit großer Geste zur Rede an. Doktor Ludwig Rosenthal war ein Meister der Rhetorik, ein Mann von bedachter Würde, von hoher Kultur und geistiger Kraft, dessen Gedankenwelt weit über die Grenzen seines geistlichen Amts reichte, und dessen dichterische Beiträge in den Tageszeitungen ebenso geschätzt wurden wie seine religionsphilosophischen Abhandlungen.

Für seine Predigten wählte er stets ein lebendig-alltägliches Thema, das er einem biblischen Spruch unterzuordnen verstand, um es zugleich religiös und profan zu diskutieren und mit einem Gebet zu besiegeln. Bedächtig formte er seine wohlabgewogenen Sätze, die er temperamentvoll steigerte, zur Betonung die Arme weit ausbreitend, sich nach beiden Seiten wendend, ja, er mochte mit der Faust aufs Pult oder in die freie Luft hämmern, mit dem Zeigefinger sich weit herab beugen, voll pathetischen Grimms in seinem zuweilen nasalen Deutsch alarmierende Aufrufe ausschreien, so daß den Zuhörern der Atem stockte. Zumal war es so, wenn er über Judenfeindschaft sprach, vor dem «Antisemitismus in uns selbst» warnte. «Fühlt euch nicht zu sicher», mahnte er eindringlich, «seid euch bei allem, was ihr unternimmt, bewußt, wie die Umwelt euch jeden Augenblick beobachtet!

Hütet euch vor dem geringsten Fehler, der kleinsten Taktlosigkeit; sie könnten zur Belastung für alles Jüdische werden. Ihr seid eine Minderheit, stets der Kritik ausgesetzt und niemals einer wohlwollenden!»

Oft ging er von so heftigen Ausbrüchen der Mahnung unmittelbar zum Schlußgebet über, das er mit tiefer Inbrunst sprach, während die Gemeinde vor ihm stand: mit gefalteten Händen und das Gesicht nach oben gewandt, reckte er sich auf der Kanzel, seine Rede ausschwingen lassend und den Allmächtigen um Erfüllung seiner Wünsche für das menschliche Gemeinwohl bittend. Dann schritt er langsam und gemessen, wieder vor dem Heiligen Schrein sich verneigend, auf seinen Platz zurück. Aber noch lang wehten seine Worte durch den Raum: es war, als bohrten sie sich tiefer und tiefer in die Gedankengänge der Männer und Frauen, von denen viele noch geraume Zeit sich nachdenklich über ihr Gebetbuch neigten.

Auch draußen vermochte Doktor Rosenthal mit stürmischem Temperament seine Zuhörer mitzureißen, als verzaubere er sie. Dabei konnte seine vibrierende Stimme vollendet ins Wehmütige geraten und sentimentale Gemüter bis ins Innerste erschüttern, das bei den humorvollen Kölnern immerhin ganz stabil zu sein pflegt. So geschah es etwa, als er bei der Beisetzung eines Freundes die Grabrede hielt, daß der Sekthändler Fritz Maass, der zudem Präsident der Großen Kölner Karnevalsgesellschaft war, in lautes Schluchzen zerfloß, nachdem er kurz zuvor noch im Leichenzug hinter der Bahre – sorgsam die Trauermiene des zylindergekrönten Vollmondgesichts wahrend – mir ein Kistchen Wein verkauft hatte. Der beredte Rabbi hatte den Heiterkeits-Apostel in ein Klageweib verwandelt.

Wie er den Weg zum rheinischen Herzen sich erschlossen hatte, so offen und großzügig war er insgesamt und auch anderen Konfessionen gegenüber: bewundernswürdig der Mut dieses Erz-Juden, der in persönlichem Gespräch mir einmal seine Verehrung für Jesus bekannte. Er betrachtete ihn als Propheten des Alten Testaments, der gekommen sei, die

Ethik des Judentums in neuer, anderer als der ursprünglichen Gestalt zu verkünden. Ebenso trat dieser Rabbiner, der mit trotzigem Temperament seine eigenen Wege zu gehen gewillt und gewohnt war, bei allen Debatten für diejenige Lösung ein, die beiden Partnern gerecht wurde. Und sprach man ihn auf dies sein «ewig den Frieden predigen» an, so erklärte er aufs eindeutigste: «Wenn wir Religionslehrer nicht für den Frieden eintreten, zunächst in unserem engeren Kreis und darüber hinaus unter den Konfessionen und schließlich in aller Welt, dann haben wir unseren Beruf verfehlt!»

Im selben Sinn begrüßte er die Gründung des Völkerbunds als einer Institution, in der er die Keimzelle einer neuen Zeit vermutete. Übrigens war ich damals der gleichen Meinung. Allerdings, der Vater warnte mich und riet mir zur Vorsicht. «Politiker und Bankiers», bemerkte er mit wissender Resignation, «können weinen oder lachen, je nachdem grade der Wind weht, und Verträge bedeuten nicht allzu viel im Völkerleben, zumal jeder neuen Regierung freisteht, die Abmachungen der Vorgänger zu ignorieren». Ebenso meinte er, der Weltfrieden hänge nicht von den Reden der Herren in Genf ab, das eher die Rampe als der Schnürboden der Geschichte sei. Indessen hörte er zwar kühl, aber doch mit Interesse meine Berichte an, so oft ich voll Hoffnungen aus der Völkerbundsstadt zurückkam. Ich bin wiederholt zur Sitzungszeit dorthin gefahren, um die «Handvoll Menschen, die die Welt regieren», zu betrachten, und habe mich an den Reden von Briand, von Austen Chamberlain, von Stresemann und Vandervelde begeistert.

Was in der kosmopolitischen Atmosphäre des Genfer Palastes überzeugen und hinreißen mochte, wurde in der intimeren und direkteren des heimischen Köln zum anregenden Gegenstand lebhafter, oft skeptischer Debatten. Soweit ich sie mit dem Vater führte, fanden sie zumeist im Restaurant statt, das wir nach Feierabend auf ein Glas Bier aufsuchten. Im Geschäft wären sie ohnehin nicht angänglich gewesen, und zu Hause hätten wir, was der Vater nicht für tunlich hielt, die Mutter darein verwickelt. Wir bevorzugten dabei eine «kölsche

Weetschaff» in der Altstadt, die ihr obergäriges Bier selbst braute, und hockten da in einer Nische des weiten, holzgetäfelten Raums voll Tabakqualm am schlichten, gescheuerten Holztisch.

Um so mehr, als diese intensiv autochthone Atmosphäre des «Alt-Kölschen» im noch so behutsamen Wiederaufbau der zerstörten Stadt sich kaum mehr ganz wird regenerieren können, sei hier versucht, an ihre Eigenart zu erinnern, die im Alltag das ruhige Meer war, das im Karneval seine Wogen schlug. Oft befinden diese Kölschen Wirtschaften sich seit Hunderten von Jahren im Besitz einer Familie und werden getreulich in der Tradition der Vorfahren geführt, in einer derben und doch beschwingten Herzhaftigkeit, die ein wenig an Brueghel gemahnt. Beim Eintritt in die Halle bemerkt man schon die lange Reihe übermannshoher Fässer, aus denen das Bier ins Glas – ein schlicht zweckdienliches und dennoch behaglich anmutendes Glas – gezapft wird. Die Kellner, die summarisch «Köbes» oder «Zappes» gerufen werden, tragen das überlieferte, zünftige Kostüm des Braugehilfen, das blaugestrickte Wams mit dunkler Hose und darüber die Schürze mit dem ledernen Geldbeutel. Ungerufen erscheinen sie wie die Heinzelmannchen, sobald der Ankömmling sich gesetzt hat, und stellen ihm sein Glas Kölsch auf den Tisch und ersetzen es ebenso selbstverständlich, sobald er es leer getrunken hat. Gleich deftig ist, was an Speisen sie auf Verlangen auftischen: Hämchen, Eisbein, Muscheln, nicht zu vergessen «de halve Hahn» als kölsche Spezialität, die indes nichts mit dem Federvieh zu tun hat; sie besteht aus Käse und Roggenbrötchen samt Bier. Daß unkundige Fremde naturgemäß dem Mißverständnis anheimzufallen pflegen, hat übrigens der Vater oft zu seinem Vergnügen benutzt und gern seine auswärtigen Gäste nach komplettem Mahl noch in eine kölsche Wirtschaft geführt, um sie trotz ihrer Proteste mit «ne halve Hahn» zu füttern. Kam dann die Auflösung, so belustigte er sich strahlend an ihren verdutzten Gesichtern, die freilich alsbald an seinem Schmunzeln teilnahmen.

In der Nähe des Geschäfts gab es ein Restaurant, in dem er

schon als junger Mensch verkehrt hatte und noch vielen alten Stammgästen von damals her bekannt war. Kamen wir nun dorthin, so setzte der Wirt sich allemal für eine Weile zu uns, und die beiden Senioren ergingen sich in Erinnerungen an vergangene Tage oder Abende. Zu vielen lustigen Anekdoten gab ihnen die «Künstlerecke» Anlaß – die unter Glas und Rahmen prangende Galerie von Schauspielerbildnissen samt Widmungen, die die Darsteller des nahen Theaters, oft als imponderablen Ausgleich ihres Kontos, hinterlassen hatten, wenn sie Abschied nahmen. Beiläufig erfuhr ich da, daß auch der Vater in seiner Jugend gern ins Theater gegangen war und recht nahe Beziehungen zum Bühnenvolk unterhalten hatte, bis einmal eine junge Dame ihn so enttäuschte, daß er mißmutig der ganzen Institution ein für allemal den Rücken kehrte. Später ist es selbst der Mutter, die regelmäßig jede Woche ins «Abonnement» ging, nur ganz selten gelungen, ihm einen Theaterbesuch abzurufen, und mit mir ist er nur einmal gegangen, und nur, weil da der Kammersänger Fritz Feinhals, der ein alter Bekannter war, den Hans Sachs sang.

Für das Theater habe ich mich eigentlich immer interessiert, seit ich, fünfjährig, mit der Großmutter zur Weihnachtszeit im «Schneewittchen» war. Gleich bei diesem ersten Mal riß es mich hin. Als die alte Frau während des zweiten Akts mir etwas zuflüstern wollte, fand sie zu ihrem Schreck den Eckplatz neben sich leer und entdeckte mich nicht eher, als bis es hell wurde: am Rand des Orchesterraums, wo ich versunken auf die Bühne starrend stand. Noch lang nachher erzählte die Großmutter «peinlichst berührt» von der Auseinandersetzung, die entstand, als sie mich zurückholen wollte, und die erst gelöst wurde, als eine «fremde Dame» den Platz mit mir tauschte. Am Schluß dann kam ich ganz aufgeregt mit hochroten Backen und «strahlend vor Glück» wieder zu ihr. Ich hatte zum ersten Mal ein Spiel erlebt und zugleich auch jene beseligende Einsamkeit, die mich die Vorgänge ungestört aufnehmen ließ und mich davor bewahrte, in der Pause das Empfangene verplaudern zu müssen.

Mit zwölf Jahren erhielt ich ein erhöhtes Taschengeld und auch die Erlaubnis, einmal im Monat ins Theater zu gehen, möglichst an einem Samstagabend. Zunächst zog es mich wohl eher zur Oper, zumal zu Richard Wagner, dessen Musik, obgleich ich ihr eigentliches Wesen damals kaum verstehen mochte, mich irgendwie berauschte. Von zusammengespartem Geld erwarb ich mir Textbücher und Partituren, auf meiner Geige versuchte ich das mögliche und prägte mir die Melodien ein. Gern auch hätte ich des Orchesterparts wegen Klavierspielen gelernt, gewann aber nicht die Zustimmung des Vaters, der «das Geklimpere nicht zu vertragen» behauptete, später allerdings gestand, der wirkliche Grund sei die Besorgnis gewesen, die mein ernsthaft vorgebrachter Wunsch, Kapellmeister zu werden, in ihm hervorgerufen habe; er wollte mich dieser «brotlosen Kunst» fernhalten.

Bald jedoch trat für mich ganz von selbst das Schauspiel in den Vordergrund. Aus der Zeitung erfuhr ich von der neuen Richtung, vom Naturalismus, von seinen Problemen und den Kämpfen, die er mit sich brachte. Man stritt im einzelnen aufs eifrigste, ob Sudermann oder Hauptmann oder Ibsen der «wertvollere» sei, und die Mutter versuchte, sie mir allesamt in Bausch und Bogen als «zu kraß für ein Kind» auszureden, das sie noch früh genug kennenlerne und einstweilen sich lieber an Goethe und Schiller halten solle. So wurde der Kassierer des Schauspielhauses – ein freundlicher Herr, den ich gar nicht näher kannte – zum hilfreichen Berater meiner vierzehn Jahre. Zu ihm hatte ich einmal, als der Vorraum leer war, meine Nöte getragen, und er nahm sich seitdem meiner an und hatte in «passenden» Stücken stets einen guten Platz im zweiten Rang für mich.

Zu meinen frühen Theater-Erinnerungen gehört übrigens nicht nur Köln; auch Aachen, wo eine Schwester des Vaters lebte, hat dazu beigetragen. Die Tante wohnte dem Theater gegenüber und hatte ihren Platz für mehrere Abende der Woche. Aber weder sie noch der Onkel, da beide angestrengt in ihrem Geschäft arbeiteten, hatten viel Zeit, ihr Parkett-Abonnement zu genießen, das während meiner Ferienbesuche mir zugute

kam. Tagsüber strolchte ich in der alten Kaiserstadt umher und erfuhr die Richtigkeit des Heine-Verses, dem zufolge in Aachen sogar die Hunde sich langweilen. Begierig aber sehnte ich die Abende herbei, wo die Tante mich ins Theater zu schicken pflegte, manchmal zwar «erst nach dem Essen» oder «nur bis neun Uhr» und nur selten für die ganze Vorstellung. Mir war alles recht, wenn ich auch wie im Puzzlespiel von manchem Stück zunächst den Schluß erfuhr und den Anfang erst ein andres Mal; bei dem kleinen Repertoire jedoch bekam ich, was mir heut entging, zuverlässig schon morgen oder übermorgen zu sehen. Daß ich derart nur langsam in eine mir zumeist unbekannte Literatur hineinglitt, war dem Vorhaben als Ganzem jedoch eher zu- als abträglich. Nicht nur, daß ich auf diese Weise manches Stück mehrere Male sah und überdies auf Verlangen der Tante sowohl die Texte als auch alles, was die Zeitung darüber brachte, studieren mußte, nicht nur, daß das ganze Verfahren bei dem, was ich sah und las, mich überwältigte, noch ehe ich es ganz zu fassen vermochte, zumal die Tante mich unbedenklich im Knabenalter schon in die Hedda Gabler und die Gespenster und Carmen und die Versunkene Glocke und den Fuhrmann Henschel und auch in Operetten schickte: dies Verfahren ließ mich frühzeitig und eindringlich mit den aktuellen Tendenzen bekanntwerden und ersparte mir viele Seelenkämpfe, die andre Altersgenossen mit siebzehn oder achtzehn bei der Auflösung klassizistischer Illusionen durchzumachen hatten. Eine gütige, im Grunde einfache Seele, die vermutlich selbst kaum wußte, wie sehr sie mir vorwärts half, hat mir all das geschenkt. Aus guten Gründen und nicht nur, weil ich ihr zahlreiche Theaterbesuche verdanke, nannte ich sie «Theater-Tante». Und «Theater» bezog sich in diesem Falle weniger auf das Institut als auf ihre Person: Sie war ein Original. Ihre Jugend hatte sie zwar in Michelstadt verbracht, wo sie geboren war, betrachtete aber die Stadt Köln als ihre Heimat, die sie «über alles» liebte. Bewußt färbte sie ihre Umgangssprache mit kölschen Tönen, wenn sie bei guter Laune war; ging etwas schief, scheute sie sich auch in bester Gesellschaft nicht, sich mit

einem kölschen Gassenausdruck aus der Affäre zu ziehen. Der Vater hat mir oft erzählt, daß Tante Jenny schon als Kind den Kobold der Familie abgab.

Mit Vergnügen kramte er das «Jugendbildnis» aus seinem Schreibtisch, an das ich mich genau erinnere, und aus dem man's gewahr wurde. Da hob sich vom Kreis der sechs nüchtern dreinschauenden Geschwister ein eigenwilliges Persönchen ab – fünfzehn Jahre alt – schon kokett, wie es schien, mittelgroß und drall, die Taille enger geschnürt als die beiden Schwestern, das Haar über der Stirn keck in Fransen geschnitten und die Lippen zu spöttischem Lächeln geschürzt – als belustigte sie alles: der Fotograf natürlich, die fromm ausgerichteten und gehorsam zum Objektiv starrenden Geschwister, und obendrein jeder, der in aller Zukunft das Bild betrachte. So war's ja auch in ihrem Leben: Von der fröhlichen Seite nahm sie's zuerst. Nichts war so ernst, daß es ihr nicht lustige Bemerkungen hätte entlocken können. Und das Schauspiel, das sie tagtäglich in ihrem Aachener Schuhgeschäft aufführte, war vergnüglich von früh bis spät. Da saß sie auf erhöhtem Podest hinter der Registrierkasse, unweit der Ladentür, begrüßte die Kommenden und Gehenden und überwachte den Verkauf. Trat ein Kunde vor die Kasse, um zu bezahlen, versuchte sie das schmerzliche Geschäft des Geldloswerdens durch bestrickendes Lächeln ihm zu versüßen, begutachtete wohl mit gespielter Interesse die gekauften Schuhe und versäumte nicht, sie schmunzelnd als «das schönste Paar, das ich im Laden habe» zum Einpacken weiterzugeben. Darauf wandte sie sich wieder dem Käufer zu: «Sie haben richtig gewählt!» sagte sie etwa mit befriedigter Miene und entließ den Kunden derart mit dem Empfinden, er habe seine Sache gut gemacht. Wie oft hat sie mir das Warum und Wozu ihres Verhaltens auseinandergesetzt, mir andererseits geraten, beim Verkauf sachlich zu sprechen, Redensarten zu vermeiden. Seitdem ihr ein älterer Herr auf die landesübliche Frage: «Was soll es sein?» mit donnernder Stimme: «Das ganze Deutschland soll es sein!» geantwortet habe, begrüße sie jedermann mit «Was steht zu Diensten?» – das klinge fein und bescheiden.

Niemand wußte es besser als sie. Schon in der Jugend hatte sie im Geschäft geholfen, sich eine vom Vater bewunderte Verkaufstechnik angeeignet. Nach dem Tode des Großvaters führte sie das Geschäft gemeinsam mit den Schwestern, bediente jedoch aus Prinzip nur die Herrenkundschaft, angeblich, weil sie sich besonders für Herrenschuhe interessierte, in Wirklichkeit, um die Begegnung mit dem «Mannsvolk» als Anknüpfungspunkt auszunutzen. Ihre zweifellos nicht allzu sittenstrengen Beziehungen zum anderen Geschlecht erwähnte sie natürlich nur andeutungsweise, hingegen ausführlich ihre Jugendstreiche, die ihre Umgebung schockierten, ihr jedoch «viel Amüsemang» bereiteten. Zu Silvester hatte sie einmal einem benachbarten Ehepaar, das ihr irgendwie zu nahe gekommen sein muß, ein «peinliches Knallbonbon serviert». Zufällig erfuhr sie, das Paar werde die obligate Operettenvorstellung besuchen, um nachher den Übergang ins neue Jahr zu Hause zu verbringen, «gemütlich und in aller Stille, bei einer Flasche Sekt», die schon lange dafür kaltgestellt sei. Diese Äußerung muß die Tante gereizt und ihr Veranlassung gegeben haben, soviel Bekannte herbeizurufen, daß die Dreizimmerwohnung übervölkert war, als die Nachbarsleute kurz vor Mitternacht heimkehrten. Es entstand Aufregung und Geschrei, die von der Invasion betroffene Hausfrau fiel in Ohnmacht, während der entsetzte Ehemann versuchte, sie durch ein Riechfläschchen ins Leben zurückzurufen. Hinter der Gardine eines verdunkelten Zimmers lachte die Tante sich ins Fäustchen. Und nach all den Jahren konnte sie mir immer wieder in aller Breite und mit größtem Behagen von dem gelungenen Silvesterschertz berichten.

Mit dem Onkel lebte sie sehr glücklich; da ihr Kinder versagt blieben, rückte ihr Schuhgeschäft in den Mittelpunkt. Sie nannte es «Mein Reich». Wer es betrat, wurde von ihr eingereiht in die mannigfaltigen Sparten ihres Charakterkatalogs. Alle, die mit ihr in Berührung kamen, erhielten Spitznamen nach Art und Eigenart, vor allem natürlich die Stammkunden, bei denen diese Klassifizierung ihr gleichzeitig als Gedächtnisstütze diente, die helfen sollte, diesen Käufern mit der not-

wendigen Nachsicht zu begegnen. Natürlich war da Ironie im Spiel – aber sie war nicht die Hauptsache. Hingegen hütete sie ihr System ängstlich, ganz besonders vor dem Vater, der es mißbilligt hätte, weil er bei jeder Gelegenheit seine Kunden als seine Freunde pries. Der Onkel kannte den Spaß und mich hat sie, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, zu ihrem Mitwisser gemacht.

Wenn nun ein Stammkunde die Tür öffnete, rief sie ihm laut und deutlich: «Guten Tag, Herr, wie geht's denn?» zu. Stand ich nahe genug bei ihr, merkte ich, daß zwischen «Herr» und «wie» eine Pause eingelegt war, und da hauchte die Tante leise den Spitznamen hin. «Herr Wichtig» klang es, «Herr Vielzufreundlich», «Herr Hinterhältig» oder «Herr Nörgler», «Herr Billig» oder auch «Frau Schruutze». Manchmal kam auch ein «Herr Poussierstengel» und diesem wurde die hübscheste Verkäuferin zugeteilt. Die geschiedene Frau eines Lederwarenhändlers hieß: «Das verschlissene Portefeuille.»

Tante Jennys Fingerspitzengefühl für kommende Moden hat den Vater immer fasziniert. Gern beriet er sich mit ihr. Der Onkel aber hielt sich für den besseren Einkäufer. Seine Frau war anderer Meinung, immerhin klug genug, es ihn nicht spüren zu lassen. Kamen Reisevertreter ins Haus, kauften sie gemeinsam ein; der Onkel traf die letzte Entscheidung. Die Tante schwieg, wenn sie nicht gleichzog. Sie wartete auf ihre Stunde, und wenn der Onkel beim Skat saß, schlich sie sich zum Dispositionsbuch und veränderte Farben und Quantitäten nach ihrem Geschmack. Dieser Skat, jeden Mittag zwischen zwei und vier Uhr im Café gedroschen, paßte der Tante ganz und gar nicht. Ein Detaillist habe während der Arbeitszeit nichts im Café zu suchen, erst recht nicht dort Skat zu spielen. Kleinstadtbewohner wollten einen Geschäftsmann «tagsüber, bis spät in die Nacht» in seinem Laden wissen. «Du führst ihnen ein Stück Faulheit vor!» schloß sie vorwurfsvoll solche Gardinenpredigt. Bei ihm half es nichts, bei mir hatte sie vollen Erfolg: Solange ich Einzelhändler war, vermied ich ängstlich, mich während der Geschäftszeit ins Café zu setzen. Skat habe ich nie gespielt.

Der Onkel war ein schmaler, eher zappeliger Mann mit Glatze und randloser Brille. Er führte die Buchhaltung ebenso akkurat wie spitzfindig und war allen Neuerungen kaufmännischer Technik zugetan. Schon vor dem ersten Weltkriege, als man in weiten Kreisen des Kleinhandels den Wert statistischer Aufstellungen noch lange nicht erkannt hatte, führte er wohldurchdachte Übersichtsblätter, die ihm wertwie mengenmäßig ein genaues Bild seiner Warenbewegung gaben. Dazu war er durch eingehendes Studium der Fachzeitschriften angeregt worden; denn er hielt viel vom Gedruckten, verschmähte auch neue Romane nicht, nutzte jede Gelegenheit, sich weiterzubilden und besuchte Museen und Konzerte – kurz, er wollte sich über die kleine Welt erheben. Gern ging er in die Oper. Und da hatte Richard Wagner es ihm angetan, insbesondere der *«Ring»*. Tristan hielt dieser treue Wagnerianer für ein obszönes Werk, das er mied. Im Aachener Theater bevorzugte er die erste Parkettreihe, den Platz gleich hinter dem Kapellmeister. Er fühlte sich hochgeehrt, wenn in der Pause der Dirigent sich zu ihm umdrehte und ihn begrüßte. Von den Umsitzenden mag es wohl gleichfalls als Auszeichnung gewertet worden sein, was er wiederum als eine Reklame für sein Schuhgeschäft betrachtete. Und deshalb konnte der Kapellmeister beim nächsten Einkauf mit längerem Kredit oder gar größerem Preisnachlaß rechnen. Den einen oder andern hatte ich allerdings im Verdacht, daß das kräftige Händeschütteln mit dem glückstrahlenden Onkel nicht absichtslos in Szene ging. Die Meistersinger konnte er nicht oft genug genießen. Keine Stadt war ihm zu weit, wenn es eine Festaufführung zu sehen galt, alle bekannten Darsteller des Hans Sachs, des Evchen, des Stolzing hat er gehört, kannte die Partien zum Teil in- und auswendig. Obgleich er nie eine Note lesen konnte, wußte er, wie schwierige Stellen zu nehmen sind. Er nannte sich gern einen *«Meistersingerspezialisten»* und er mag es gewesen sein. Einmal sah ich ihn während einer Galavorstellung in der ersten Reihe sitzen, zustimmend nicken oder ärgerlich abwehren, als ob es auf sein Urteil allein ankomme.

Aus jeder Aufführung der Meistersinger kehrte er hochbeglückt an seinen «stillen Herd» zurück und dort versuchte er, das Erlebnis auf seine Frau zu übertragen. Noch in der Wohnungstür stehend, schmettete er mit vollem Stimm- aufwand den markigen Beginn des Vorspiels in den Flur, trommelte dazu mit der Linken auf den Türrahmen und auf was sonst noch Hölzernes ihm vor die Finger kam, um den Orchesterpart anzudeuten; mit der Rechten dirigierte er die imaginären Musiker. Und noch lange hallten Lieder und Leitmotive auf so merkwürdige Weise durch die Zimmer, bis endlich unter gewichtigen Gesten «Ehrt Eure Deutschen Meister» verklungen war.

Sonntagmorgens dehnte er sein Verweilen im Badezimmer etwas aus, um die Wochenendausgabe des «Berliner Tageblatts» ungestört zu studieren. Von dort hörte ich manchmal, wie der Onkel wehmütig-besinnlich den Monolog aus dem dritten Akt der Meistersinger intonierte und noch heute muß ich zugeben, daß dies Bekenntnis des einsamen Zeitungslesers – «Wahn, überall Wahn» – berechtigt gewesen ist.

Leider verlief sein Lebensabend nicht, wie er sich's wohl erträumt hat. Unverständlich genug, daß dieser sonst so klar- denkende Kopf während der Inflation nach dem ersten Welt- kriege an den immer höher kletternden Millionen-, Milliar- den- und Billionenzahlen seiner Umsätze sich berauschen konnte. Er hätte doch schon an der nahen Dreiländergrenze ihren wahren Wert erfahren können. Indes vertraute er der deutschen Währung. Er entzückte sein Herz an hohen Bank- konten, statt sein Geld in Schuhwaren anzulegen, um für die unausbleibliche Stabilisierung der Mark vorzusorgen. Zu seiner Rechtfertigung muß gesagt werden, daß viele deutsche Kaufleute in jenen Jahren nicht erfaßten, was eigentlich vor- ging: daß die Männer der jungen Weimarer Republik durch Geldentwertung von den drückenden inneren Schulden sich befreien mußten, die der verlorene Krieg ihnen hinterließ. «Mark bleibt Mark» antwortete man uns Jüngeren gern auf unsere Einwände. «Mark ist Mark» sagte auch der Onkel, dem ums Jahr 1922 eine schwindelerregende Summe für sein Ge-

schäftshaus angeboten wurde. Er griff zu, und da die Lokaltäten anderweitig gebraucht wurden, gab er sein Schuhgeschäft auf, um von Stund an als Rentner vom Kapitalzins zu leben. Wie ihm ist es während dieser Inflation vielen ergangen, die die Zeichen der Zeit nicht verstanden und sich für reiche Leute, gar für Millionäre hielten. Erst nach der Schöpfung der neuen Rentenmark erkannten sie, daß sie sich mit Scheingewinnen begnügt hatten.

Nicht ohne Rührung denke ich an die guten Verwandten in Aachen. Wenn ich die Stadt besuche, versäume ich nicht, langsam die Straße entlang zu spazieren, an der sie wohnten. Dann schaue ich dankbar hinauf zu den vertrauten Fenstern, von da hinüber zum Theater ... und wieder zurück.

Was ich so aus dem kleinen Aachen mitbrachte, fügte sich zu dem, was Köln als rheinische Metropole dem Heranwachsenden und dann zum Mann gewordenen bot. Allerdings, Köln hat sich viel eher der Musik als dem Schauspiel hingegeben und ist zum Ruhm wohl vor allem mit seinen Konzerten gelangt, vor allem mit denen im Gürzenich, der die «Gute Stube der Stadt» genannt wurde. Der hohe und weitläufige Saal mit der tiefbraunen Holzstruktur seiner starken Säulen und der mächtigen Balkendecke bildete atmosphärisch und akustisch den vollkommen angemessenen Raum. Jedes Konzert war ein Fest der Bürgerschaft. Man erschien im besten Anzug, die Damen in Abendkleidern, die heute phantastisch anmuten würden; Sportkleidung zu tragen oder Wegzehrung mitzubringen, wäre unziemlich gewesen, zumal für uns Jungen, die wir echte Begeisterung für die Kunst in uns trugen. Die große Pause erfüllte sich mit enthusiastischen Konfessionen oder kritischen Debatten; manche freilich nutzten sie weniger leidenschaftlich als gesellig und plauderten mit alten Bekanntschaften oder knüpften neue Beziehungen an, wobei die Damen ihre neuen Gewänder präsentierten. Im ganzen war das Auditorium etwas wie ein Club von Musikfreunden, die einander seit Jahren kannten und von Saison zu Saison «ihre» Plätze einnahmen.

Generalmusikdirektor des Gürzenich war Hermann Abend-

roth, Leiter des Städtischen Konservatoriums und Liebhaber der Klassiker, ein Vorkämpfer übrigens für Bruckner, während sein Rang- und Amtsgenosse Otto Klemperer vom Opernhaus die Kölner in Aufführungen und Konzerten mit der Moderne konfrontierte. Der natürliche Wettstreit der beiden führte geradezu die Bildung von Parteien herauf: Klemperer, äußerlich Gustav Mahler nicht unähnlich, hatte sein Gefolge eher unter den Jüngeren, Abendroth hingegen, der mich an Niskisch erinnerte, aber freilich dessen ungarisches Temperament entbehren ließ, war der Liebling der guten Bürger. Unter so hervorragenden Dirigenten zu musizieren war eine Freude für die großen Solisten, die aus der internationalen Elite nach Köln strebten.

Die Gürzenich-Programme waren sozusagen gespickt mit klangvollen Namen, die man nicht mehr vergaß. Oft gedenke ich des Ehepaars Kwast-Hodapp, Freunden Walter Rathenaus, die in vollendeter Harmonie ihre Konzerte für zwei Pianos spielten; des elektrisierenden Virtuosen Josef Pembaur, der mit seinem wilden Zigeunerhaar und der ungeheuren, bis auf die Tasten herabhängenden Krawattenschleife wie ein Franz Liszt aus der Pußta wirkte; der Sängerin Maria Ivogün mit ihrer kristallinen Koloraturstimme, die, offenbar mit dem absoluten Gehör begabt, selbst schwierigste Stellen auch vor dem tragenden Orchestereinsatz zu singen vermochte; des Tenors Karl Erb, der regelmäßig zu Ostern in der Matthäuspassion seinen parsifal-artigen Evangelisten in unnachahmlicher Weise brachte; der Pianistin Vera Schapira, die mit ungarischer Bravour und brillanter Technik spielte und einmal Eugène d'Albert gefragt haben soll, weshalb er von Beethoven immer nur das Langweilige gebe.

Unvergeßlich auch der Cellist Emanuel Feuermann, ein begnadeter Musiker und überragender Könnner, der mit zweiundzwanzig Jahren nach Köln kam und sofort erster Konzertmeister des Städtischen Orchesters und Professor am Konservatorium wurde. Wer die Tücken des kratzbürstigen Instruments nicht selber kennt, weiß nur halb zu würdigen, was er ihm abrang, mit innerer Leichtigkeit die schwersten

Passagen bewältigend. Unter seinem Bogen und Fingern, die akrobatisch über das Instrument huschten und keinerlei technische Hemmnisse kannten, erhoben sich dunkle Orgeltöne, strahlende Tenöre, lyrische Gesänge; der Klang war ergreifend und von merkwürdiger Süße, und heute noch, höre ich irgendwo Cellomusik, denke ich an ihn und trauere um seinen frühen Tod. Munio, wie wir Freunde ihn nannten, war zudem ein angenehmer Gesellschafter, stets bereit, auch mit Dilettanten musikalische und künstlerische Fragen zu diskutieren, und fähig, komplizierte Passagen für sie verständlich zu machen. Bedankte man sich dann, so lachte er in seiner offenen Jungensart, erfreut über das Lob. Im vertrauten Kreis war er oftmals so ausgelassen vergnügt, daß niemand den beamteten Professor und vielbewunderten Künstler vermutet hätte, der überall ausverkaufte Häuser zu seinen Füßen fand und mit seinem Spiel die Geistigkeit erhabener Kunstwerke verwirklichte, wie nach meinem Gefühl seither kein anderer es mehr vermocht hat.

Das Opernhaus war von der Persönlichkeit Otto Klemperers geprägt, der schon damals, im Jahr 1921, zur ersten Garnitur Deutschlands gehörte. Sein leidenschaftliches Dirigieren auch nur zu beobachten war schon Genuß – etwa der Übergang von stürmischen zu stillen Passagen, wobei er seine langen Hände wie beschwichtigend über die Köpfe der Musiker gleiten ließ, um dann, schmal über die Partitur gebeugt, fast ohne jede Bewegung fortzufahren. Auch die ältesten Orchestermitglieder bewunderten ihn, und mein Cello-Lehrer, der Konzertmeister Baldner, erzählte mir oft ganz erregt, wie Klemperer schon bei den ersten Proben einer schwierigen Neueinstudierung seine Überlegenheit gewann und meisterlich das Ganze beherrschte. Übrigens gab er selten, wie das heutzutage so üblich ist, ein Stück nach der Premiere ab, dirigierte vielmehr jede Vorstellung, die er einstudiert hatte, auch weiterhin selbst und steigerte so die Leistung seines Ensembles von einer Aufführung zur anderen. Wie wesentlich solche geistige Redlichkeit ist, mochte ich etwa am «Palestrina» wahrnehmen, den ich mehrere Male anhörte, oder an der «Frau ohne Schat-

ten» von Strauß, bei der Klemperer die Schwächen der Komposition vergessen ließ und das Publikum zu Stürmen der Begeisterung hinriß. Aber es war schließlich, wann immer er eine seiner festlichen Premieren oder Uraufführungen leitete, geradezu eine Vollversammlung der großen Männer der internationalen Musikwelt, besonders seine Schreker-Abende, bei denen zumeist auch der Komponist anwesend war. Gemeinsam mit seinem Generalintendanten Fritz Rémond hat er eine glanzvolle Reihe der damals modernen Opernwerke in Köln aufgeführt.

Neben dem Doppelgestirn am Rudolfsplatz und im Gürzenich glückte das Schauspielhaus in der Glockengasse einem Stiefkind der Musen, dem die Stadtväter jegliches Wagnis untersagten. Wohl gab es da tüchtige Regisseure und Darsteller, aber mit Ausnahme der allzu kurzen Gustav-Hartung-Ära ging es still auf dieser Bühne zu, die von der allmächtigen Theaterkommission der Stadtverordnetenversammlung streng bewacht wurde. Das gesprochene Wort durfte keinen verletzen und wurde am biedersten Sinn des Durchschnittsbürgers gemessen. Während Köln also in der Musik in nichts hinter den großen Kunststädten im Reich zurückstand, spielte es sein Schauspiel mit bekümmertem Blick auf das Berlin Max Reinhardts und Leopold Jessners und mit besorgtem auf die einheimischen Ratsherren, und wer echtes und freies Theater erleben wollte, mußte zumindest nach Düsseldorf fahren, wo Luise Dumont und Gustav Lindemann ihr Schauspielhaus führten, das Stelldichein der Theaterfreunde aus dem ganzen Rhein- und Ruhrgebiet. Da wurde schöpferische Regie und dramatisches Experiment geboten, Versuch und Vorstoß mit einem erstklassigen, empfindsam abgestimmten Ensemble, das sich mit stets gefördertem Nachwuchs erneuerte, so daß das Institut den Charakter einer Akademie trug, aus der viele Berühmtheiten der europäischen Bühne hervorgingen.

Luise Dumonts Ibsen-Gestalten könnte man kaum mit Worten beschreiben; sie waren so richtungweisend wie ihre und ihres Gatten Gustav Lindemann Regie-Leistungen. Und beide waren durchaus geachtet und geliebt von ihren Mit-

arbeiten. Als Luise starb und die Nachricht von ihrem Ableben während der Vorstellung ins Haus drang, wurde, getreu dem Komödianten-Grundsatz «Das Spiel geht weiter!», keineswegs unterbrochen, aber das Schluchzen des Ensembles soll den Raum erfüllt haben. Das konnte nicht einmal die vielgerühmte Disziplin dieses Hauses verhindern, zu deren Besonderheiten auch gehörte, daß nach den Aktschlüssen und erst recht nicht bei offener Szene applaudiert werden durfte. Nur ganz selten bei Uraufführungen gab es einen «Vorhang» für den etwa anwesenden Autor. Sonst rührte sich, gemäß dem im Programmheft mitgeteilten Wunsch der Direktion, im Zuschauerraum keine Hand. Zunächst befremdlich, verließ es dieser Bühne die Atmosphäre einer gewissen Feierlichkeit, den Charakter eines Tempels, in dem nicht die Sensation gesucht, sondern einer Idee gedient wurde. Ein gutes Theater, das ein gutes Publikum bannte.

Aber auch, wer damals zur Bühne ging, tat das wohl immer aus «innerer Berufung» – mochte man die «Gnade» haben oder nicht, so war oberster Grundsatz das Dienen am Kunstwerk, und die Ehre, eine Rolle spielen oder gar kreieren zu dürfen, galt mehr als der klingende Lohn. Die Theater in der Provinz, bei denen es anfangen hieß, brachten nur bescheidene Gagen auf, und das Dollarscheffeln, von dem heute zumal die Debutanten und Debutantinnen träumen, war damals noch nicht bekannt.

Von Köln aus nach Berlin oder Frankfurt zu fahren, wäre nicht so einfach wie nach Düsseldorf gewesen – was ich in diesen Städten an Theater sah, war eher nur die freudig genossene Beigabe zu geschäftlichen Aufenthalten. Wohl kam ich mehrere Male im Jahr nach Berlin, das gerade durch seine Unterschiede interessant wurde. Der Vergleich mit der Arbeit der großen Firmen dort half immer wieder, die eigene Leistung zu überprüfen, wenn sie auch – abgesehen von der sehr anderen Geschmacksrichtung der Berliner – vorzugsweise auf Massenkonsum eingestellt waren, wo wir Mode und Individualität

pflegten. Aber Berlin blieb mir – wie manche Weltstadt – fremd. Es war für mich eine wilhelminische Stadt, deren großzügige Straßenanlage und gewaltige Bauweise samt allem Tempo ich anerkannte – aber der gemütliche rheinische Humor lag mir nun einmal näher als der scharfzüngige Berliner Mutterwitz.

So galten meine Reisen in die Reichshauptstadt im Grunde ihrem musischen Gehalt an Theatern, Museen, Bibliotheken, einem Reichtum, der in der Zeit der Weimarer Republik aufs höchste entfaltete, was in den letzten Kaiserjahren sich vorbereitet hatte, und der dem nur gelegentlichen Besucher noch eindrucksvoller sich darbot.

Intimer freilich war meine Verbindung zu Frankfurt, sozusagen organischer, zumal es nicht nur dem Rheinland näher liegt, sondern auch die Heimat meiner Mutter ist; zudem wurde diese Verbindung gewissermaßen bestätigt durch die Tatsache, daß sich dort eine Niederlassung des Geschäfts befand.

Seinerzeit gehörte Frankfurt zu den kleineren Großstädten des Reichs, während Köln aufstrebend sich nach allen Seiten reckte und seine üppige Kraft betätigte. Beachtung fordernd, genoß die alte Kaiserstadt am Main den weltweiten Ruf einer Behaglichkeit, in der die Vorteile einer Metropole sich mit den Vorzügen einer Kleinstadt vereinten, und in der die Reisenden aus aller Welt, insbesondere aus Amerika, ihr Entzücken fanden, so sehr, daß Europa ohne Frankfurt für sie unvollkommen gewesen wäre. Wie ganz anders entfaltete sein Bild sich als das der mächtigen Stadt am Rhein, deren ungeheure Kathedrale mit ihren Türmen in den Himmel griff, und deren Uferstraßen zu beiden Seiten voll emsigen Lebens waren, während ihr Dasein sich weit in die Ebene breitete. In Frankfurt fand sich auf engem Raum alles beieinander, die Welt der Geschäfte und die der Merkwürdigkeiten. Roßmarkt, Alte Zeil bis zur Konstablerwache, Steinweg, Goethestraße und Kaiserstraße bis zum Frankfurter Hof – das etwa war der Kern um die Hauptwache, und nahe ihm Goethehaus, Römer, Theater und Altstadt; bequem gelangte man zu Fuß in die um ihn

gruppierten Wohnviertel, deren westliche Achse die Bockenheimer Landstraße bildete, und deren übrige Schwerpunkte die Anlagen und der Holzhausenpark darstellten. Spazierte ich im Frühling oder Sommer an den stillen Ufern des Mains, auf dem größere Schiffe kaum zu sehen waren und eher Schwimmer und Paddler sich tummelten, so glaubte ich mich wohl in eine Sommerfrische versetzt. Wie gefällig hob die Dreikönigskirche sich über die niedrigen Häuser von Sachsenhausen, über den Eisernen Steg; wie geruhsam war all das! Und wie sehr ließ die Bockenheimer Landstraße an eine Kurpromenade denken – die mächtigen Kastanien dieser Allee, die Villen in ihren prachtvollen Parks hinter dichten Vorgärten, als seien sie Ruheplätze erfolgreicher Fabrikanten und Bankiers, an ihrer Spitze, nächst dem Opernplatz mit dem grandiosen Haus, das Rothschild-Palais. Allerdings, die Leute, die da wohnten, standen wie die anderen mitten im Leben der Wirtschaft. Immerhin lag Frankfurt aufs günstigste im Schnittpunkt des mittel- und süddeutschen Raums und nannte sich das «Herz Europas»: es beherbergte viele bedeutende Kaufleute, unter ihnen viele französischer, italienischer und jüdischer Herkunft. Und gerade auch diese bekundeten im karitativen und musischen Bereich einen aufmerksamen und freigebigen Bürgersinn, von dem noch manche bis heute tätige Einrichtung ihr beredtes Zeugnis ablegt.

Mir selbst ist Frankfurt stets eine zweite Heimat gewesen, vertraut von Jugend auf, von häufigen Besuchen bei den Eltern der Mutter. Sie wohnten in der Hansa-Allee, wenige Schritte also von der Eschersheimer Landstraße, im dritten Stock eines Mietshauses. Vor kurzem erst habe ich es noch aufgesucht, bin in dem von den Bomben verschonten Gebäude die unveränderten Treppen hinauf bis zur ehemals großelterlichen Wohnung gestiegen. Da war noch und wieder jener eigentümliche und unvergessene Geruch, den ich nun einsog, mit allerlei Einzelheiten bis zum Blechkasten am Hauseingang, in dem unter der Klappe für die Post die andere, größere für die Brötchen war, in die einst allmorgendlich die

Bäckerjungen die knusprige Bestellung warfen. Sie brauchten nicht die Etagen hochzusteigen wie ihre Kölner Kollegen, die saubere Tüten vor die Glastüren legten. Ich hätte glauben mögen, die Etagentür müsse sich nun auftun und der Großvater sich zu mir niederbeugen mit seinem «Guten Tag, lieber Bub». Aber ein anderer Name stand da, wenn auch die Form der Schilder die gleiche sein mochte.

Erinnerung und Gegenwart deckten einander wie Negativ und Kopie. Aber manches auch fand ich im Nachkriegs-Frankfurt verändert. Längst nicht mehr sprechen alle Frankfurter richtiges «Frankfurterisch», so wenig wie alle Kölner echtes «Kölsch», und selten nur hört man noch das «Babba und Mamma» der Mutter, mit dem sie ihre Eltern anredete, aus dem Mund heutiger Kinder. Vollends im zweiten Weltkrieg sind die Deutschen mit so vielen Stämmen des eigenen Volks und denen anderer in die engste Berührung gelangt, daß sie notwendig viele für Fremde mehr oder minder unverständliche Dialekt-Eigentümlichkeiten abgeschliffen oder ganz abgelegt und etwas wie ein deutsches Esperanto gebildet haben. Allerdings wird das «Frankfurter R» – das eigentlich die Negation seiner selbst ist – kaum so rasch verschwinden, und auch der Nationalstolz der alten Reichsstädter mag sich noch lang halten, ein Stolz, für den ich als hervorragendes Beispiel einen Direktor der Schuhfabrik Herz, einen Freund des Vaters, noch heute vor mir sehe. Schon als Kind durfte ich hie und da mit dem Vater zu dem stattlichen Betrieb in der Mainzer Landstraße gehen, deren Erzeugnisse mit dem «Herz auf der Sohle» ein internationales Spitzenprodukt an Qualität und Paßform darstellten und übrigens in «unseren» Städten unser Monopol waren. Dieser väterliche Freund machte sich eine Freude daraus, mich interessierten jungen Menschen durch die Säle zu führen und in die Geheimnisse der Herstellung einzuweihen, die dem Vater in seinen «Vorträgen» von jeher so angelegen waren, und er tat es in der ihm heimatlichen Sprache, in einem gepflegten Frankfurterisch. Und wehe dem, der ihm zu berichten wagte, es gebe in der weiten Welt noch andere Städte, die ebenso schön wie sein geliebtes Frankfurt

seien, und was alles wußte er vorzubringen, wenn der Vater den Kölner für den besseren OB erklärte – dann wallte er auf, hochrot, schob mit mächtigem Schwung sein Glas von sich und legte die Zigarre ab, um so, begeistert und nicht immer ganz kurz, seine Zuhörer zu überzeugen, daß ihm «net in de Kopp enei» wolle, wie «e Mensch net aus Frankfort sei» könne». Ein echter Frankfurter, der ein Jude war, wie man ein Kind aus dieser oder jener Straße ist.

Zu allen Zeiten bin ich gern nach Frankfurt gefahren und habe mich dort wohlgefühlt, habe selbst längere Zeit die Niederlassung des Geschäfts dort geführt und sie später oft mehrmals im Monat besucht. Im Herzen der Stadt, gegenüber der Hauptwache gelegen und weithin sichtbar, stand das Haus auf historischem Grund: bis zu ihrem Tod hatte in dem «Haus zum Goldenen Brunnen» die Mutter Goethes gewohnt. Am ersten Stock der Fassade des an seiner Stelle errichteten Baus befand sich eine Gedenktafel für die Frau Rat, und an den Wänden des Treppenhauses hatte ich ihr Bildnis nebst Ansichten des Gebäudes und seiner Umgebung aus jener Zeit angebracht. Von dem Haus, das der Vater im Jahre 1912 erworben hatte, genoß man einen anregenden Blick auf die prächtigen Straßen und die Hauptwache mit ihrem Café, das inmitten des großen Platzes, der damals noch zum Roßmarkt gehörte, einen beschaulichen Ort der Sammlung und Erholung bildete. Sommertags pflegte der Gastwirt Tische mit rot-weiß gestreiften Sonnenschirmen ins Freie zu stellen und dem nüchternen Bild des Verkehrs einen heiteren Akzent zu geben. In weiten Bogen von allen Seiten her kamen vollpackte Trambahnen gefahren, entledigten sich ihrer Passagiere, nahmen neue auf, während zugleich Fußgänger und Kraftwagen in lebhaften Strömen dahinzogen. Zwischen der Hauptwache und der Katharinenkirche mit ihrem schlanken Turm und dem riesigen Zifferblatt blickte man tief in die Zeil mit ihren großen Warenhäusern und Geschäften. Insgesamt ein weitsichtiges Panorama, das zur Meditation anregte. Oft stand ich hinter den Fenstern meines Büros, beschaute das Leben und Treiben der Welt vor mir, spann Gedanken; zu-

weilen dachte ich an die alte Frau, die hier von dem berühmten Sohn in Weimar geträumt haben mag.

In Frankfurt gewann ich unter den Künstlern manchen Freund; dabei war mir eine verständliche Freude, sie bei der Wahl der richtigen Schuhe beraten zu dürfen, und geradezu fühlte ich mich am Erfolg beteiligt, wenn ich bei der Premiere jene Harmonie von Kleid und Schuh bestätigt fand, die ein winziger, aber nicht unwesentlicher Beitrag zum Gelingen des Ganzen ist. Das Schauspielhaus war unter der Intendanz Richard Weicherts weit über den Rahmen eines Provinztheaters hinausgewachsen. Seine straffe Führung richtete sich auf eigene Lösungen, ohne Rücksicht auf die Berliner Modelle, und arbeitete mit einem Ensemble, das er zu einer wirklichen Einheit verschmolzen hatte und zu ungezählten Erfolgen mitreißen konnte. Deutliche Erinnerungen sind mir noch heute die Gestalten, die Gerda Müller und Mathilde Einzig, Renée Stobrawa und Konstanze Menz oder Karl Ebert und Ben Spanier, Ferdinand Hart und Norbert Schiller schufen; in ihrer Mitte die große Ellen Daub und der unlängst zum Ehrenbürger der Bühnengenossenschaft ernannte Karl Luley sowie der Darsteller, Spielleiter und Urheber zahlreicher Lustspiele, Toni Impekoven, der Vater der Tänzerin Niddy, die damals ganz Europa entzückte. Unvergessen auch die Aufführungen von «Emil und die Detektive», in denen Mathilde Einzig als Regisseurin mit Kindern, die sie von der Straße holte, großartige Frankfurter Typen auf die Bühne brachte.

Wo heute ein Mammut-Geschäftshaus steht, befand sich damals Arthur Hellmers privates Neues Theater, mitten im Bahnhofsviertel an der Mainzer Landstraße. Ein ungemein lebendiges Theater von Niveau, das nicht selten neue Stücke brachte, die ein aus öffentlichen Geldern subventioniertes Haus kaum in seinen Spielplan hätte aufnehmen können, und das immer wieder sein Ensemble mit berühmten Gästen würzte, so daß man oft geradezu an das höchst fruchtbare Stagione-Prinzip denken mochte.

Zu diesen meinen Frankfurter Freunden gehörte auch Joachim Ringelnatz, der mich später in Köln manchmal besuchte.

Ein Harlekin von Natur, der unter der heiteren Maske den tiefsten Ernst verbarg. Daß er, anstatt von seinen Büchern leben zu können, von Stadt zu Stadt, von Kabarett zu Kabarett – hier war es das behaglich-gepflegte «Astoria» in der Kaiserstraße – ziehen mußte, um sein Dasein zu fristen, war bedauerlich und mochte doch notwendig für ihn sein. Ein zart empfindsamer Dichter und zugleich ein sehr männlicher Lebenskünstler. Den Wein übrigens, den er so innig besang, hat er gewiß geliebt und dennoch zuweilen den Trunkenen nur gespielt. Eines «Morgens in der Früh» einmal begegnete er mir, dahinschlendernd, nahm, als er mich erblickte, einen Torkelgang an und kam lachend auf mich zu. Da fragte ich ihn, ob er angeheitert und ob er es schon oder noch sei, und bekam zur Antwort «Wie kann man das je wissen!» Dann begleitete er mich, Ernsthaftes erörternd, bis ans Geschäft, dem und mir er das schöne Gedicht «Ehe du Schuhe kaufst» gewidmet hat; es ist, um wenigstens gekürzt, in einem seiner Bücher veröffentlicht und sei auch hier mitgeteilt:

Dein Schuh wird Dich hassen,
wenn Du ihn nicht liebst.
Keiner kann sich Dir anpassen,
dem Du keine Achtung gibst.

Was Du trägst, soll auch Dich tragen.
Bedenke, bevor Du wählst
– sei es einen Schuh – daß Du
sozusagen
Dich mit ihm vermählst.

Achte, daß ihm weder Sohle noch Seele,
nicht Qualität noch Charakter fehle.
Jeder Schuh hat Gesicht.
Jeder Schuh spricht.
Adel, Güte, Schönheit, alle Gaben
kann ein Schuh haben.

Kann ein Kinderschuh an sich
schon so rührend sein. Auch Leder lenkt das Leben.
Aber Du mußt wissen, mit wem Du Dich
willst umgeben.

Und ich weiß, wie auch der rauhe
Seemann seine Stiefel liebt und pflegt.
Und Herrn Joseph sag ich frei und überlegt,
daß ich gern in seine Fenster schaue.

Dem Schuhhaus A. M. Joseph gewidmet

Joachim Ringelnatz

Gern verkehrte Ringelnatz bei dem von Toni Impekoven und anderen Schauspielern gegründeten Stammtisch «Abgeschminkt» im Haus Lichtenstein der Innenstadt, und sein Erscheinen bedeutete Freude und Stimmung. Getragen von der aufrichtigen Zuneigung und Verehrung des Bühnenvolks, verschwendete er sich über Stunden hin, ohne Unterbrechung ausströmend in Liedern und Gedichten. Dabei gab er lieber gerade seine ernsten Stücke, und, war er ganz er selbst und sprach sie in der ihm eigentümlichen Zartheit des Gemüts, so nahmen sie dem Zuhörer den Atem. Die hintergründige und dabei fast schrullige Art, in der er die zeitlichen und zeitlosen Realitäten der Existenz paraphrasierte, brachte auch Gebilde wie die berühmte «Deutsch-Französische Verbrüderungshymne» hervor, die er auf der Rückfahrt von einem Besuch in Paris gedichtet haben soll, und die ich bei den «Abgeschminkten» von ihm hörte. Was viele Einsichtige zu beiden Seiten des Rheins herbeiwünschten, nämlich eine dauerhafte Verständigung der Nationen, und wie es mit solchen Wünschen stand, drückte sie auf Ringelnatzische Weise aus. Ihre ersten Zeilen sang er auf die Melodie der Marseillaise:

In Paris bin ich gewesen,
in Paris, der großen Stadt.

In Paris bin ich gewesen,
das so schöne Türme hat.
Manche Mädchen sind gekommen,
lockten mich mit Gruß und Kuß –

und wechselte dann zu Haydn über:

doch ich hab sie nicht genommen,
weil man sie bezahlen muß.
Und ich dachte an die Heimat,
an die Heimat treu und gut,
an die teure deutsche Heimat,
wo man es aus Liebe tut...

Seine Malerei – Landschaften, Stimmungsbilder und Bildnisse – entsprach ganz seiner Dichtung. In Frankfurt stellte er eines Tags aus und veranstaltete im Anschluß daran eine Versteigerung. Als nicht alle Bilder verkauft wurden, erregte er sich derart, daß er die liegengebliebenen zu zerreißen begann! Es war für alle, die ihn kannten und verehrten und wußten, wie liebevoll bemüht er sie gemalt hatte, ein schlimmes Zusehen. Der Schauspieler Ferdinand Hart, ein großer und kräftiger Mann, stand auf, um ihn festzuhalten. Aber Ringelnatz war schneller und riß zu Fetzen, was übrig war. Nachher blieb er noch eine Weile in unserer Gesellschaft, sprach indes den ganzen Abend kein Wort mehr.

Im selben Kreis wurde ich mit dem geistreichen Bildhauer Benno Elkan bekannt, der, neben vielen anderen eindrucksvollen Skulpturen und Plastiken, im Auftrag der Stadt Frankfurt ein Opferdenkmal geschaffen hat. Es entfesselte damals die Proteste der Philister und wurde von den Nazis dann wegen der jüdischen Abstammung des Künstlers entfernt; nach dem zweiten Weltkrieg wieder aufgestellt, erhebt es sich abermals in der Nähe seines ursprünglichen Platzes.

Als der Vater fünfundsechzig wurde, gedachte ich, den Tag besonders würdig zu feiern und gab Elkan den Auftrag, ihn zu modellieren. Zunächst freilich wollte der Vater nichts von einem ›Zurschaustellen für die Ewigkeit‹ wissen und lehnte

das Vorhaben heftig ab, bis auf mein Betreiben die Mutter ihn überredete, stattzugeben. Mit Neugierde sah ich der Begegnung zwischen dem Kaufmann und dem Künstler entgegen, bei der der Vater dann den Bildhauer liebenswürdig begrüßte, aber sonst sich mißtrauisch verhielt, so daß Elkan mir zuflüsterte: «Mit dem ist nicht gut Kirschen essen!» Doch endlich setzte der Vater sich auf den zugewiesenen Stuhl; sein Gesichtsausdruck war alles andre als freundlich. Elkan, der ein glänzender Gesellschafter und Erzähler ist und diese Begabung auch in seinem schönen illustrierten Spanienbuch dargetan hat, ließ nicht locker: sein Stift flog übers Papier, während er sein Modell betrachtete und immer wieder verglich, dabei immer weiter redend, um den Vater aus der Reserve zu locken. Und als ich ihm über die Schulter blickte, fand ich das Blatt leer! Es war klar, so konnte es nicht gehen.

Schließlich begann Elkan einen mit Humor und Witz gespickten Bericht über die Hochzeit eines Vetters, der, versonnener Philosoph und Poet, das Brautbukett zur Trauung mitzunehmen vergessen habe, die an einem Sonntagnachmittag in einem Hotel stattfand. So sei der Bräutigam arg ratlos umhergeirrt, um in seiner Verzweiflung dann aus den Tischvasen etliche Blumen zu rafften und mit seinem Raub der bereits erbosten Schwiegermutter zu begegnen, die nun hastig ein «Bouquet» formte, das der Braut beim feierlichen Gang zum Altar wieder auseinanderfiel. Dabei begnügte der Bildhauer sich nicht mit Worten der trefflichsten Beschreibung des Vorgangs, er erwies sich vielmehr auch als lebendiger Darsteller der Szene. Und der Vater, erst erstaunt und dann belustigt, lachte endlich laut auf. Von nun an freute er sich auf die Sitzungen, und hernach freute er sich über das Meisterwerk des Künstlers und ließ es in seinem Büro anbringen.

Um jene Zeit einmal kam Alfred Godard zu mir, der Oberregisseur des Schauspielhauses, und lud mich ein, bei Ralph Benatzkys musikalischer Komödie «Meine Schwester und ich» mitzuwirken: der zweite Akt spielte in einem Schuhladen in einer französischen Kleinstadt und sollte entsprechend ausgestattet werden. Natürlich begrüßte ich sehr, daß das Ge-

schäft auf den Brettern der Städtischen Bühnen erscheinen sollte und stellte alles Notwendige zur Verfügung. Als sich dann bei der Premiere der Vorhang über dieser Szene hob, war da ein großes Schaufenster mit unseren Schuhen, ein Interieur mit Regalen voller Kartons und sogar ein Plakat mit unserem Namenszug und französischem Text. Das Publikum erkannte sofort die «Übertragung ins Französische», und jemand rief laut irgendwoher: «Ah – Josephs Filiale in Paris!». Alles klatschte und lachte, und die «Verkäuferin», Friedl Münzer, hatte die heiterste Stimmung für ihren Auftritt. Die Kritiken anderen Tags lobten Lebendigkeit der Aufführung und Lebenswahrheit der Ausstattung, und die gelegentliche Frage, ob ein mit Steuergeldern aller Kreise subventioniertes Theater sich als Werbefläche für eine einzelne Firma hergeben dürfe, rief Leserbriefe für und wider hervor. Geraume Zeit war das Geschäft in aller Munde, um so mehr, als das Stück in Köln über fünfzig Mal gespielt wurde.

Vielleicht konnte man dergleichen nur in der rheinischen Atmosphäre so unbefangen tun – ebenso wie es für uns selbstverständlich war, den Mitwirkenden ein Dankschreiben und einen Gutschein zu senden. Für mich selber war das Wesentliche und Besondere, daß ich auf diese Weise vielen Proben beiwohnen durfte, zu denen der Theaterfreund üblicherweise kaum gelangt, in denen er aber mehr als in der fertigen Vorstellung über Bühnenarbeit zu lernen vermag. Wieviel an exakter und minutiöser Arbeit wurde da doch auf Menschenführung auch in kleinen und «unbedeutenden» Rollen verwandt, und dies beeindruckte mich oft fast mehr als die ungebrochene Feierlichkeit, die jeder Theaterbesuch immer wieder neu für mich hatte. Stets bereitete ich mich auf das Theater vor, studierte das Buch und, soweit angängig, die Kommentare und fand auch für solche Stücke, die vorerst nur als Bühnenmanuskripte vorlagen, immer eine hilfreiche Hand, um «wohlgestärkt in die höheren Regionen zu ziehen», wie der Vater es lächelnd nannte. Betrat ich dann das Haus, so fiel die Last des Berufs von mir ab. Ich nahm meinen Platz ein, die Lichter erloschen, und der Vorhang wurde, bevor er

sich erhob, noch einmal angestrahlt. Dann packte mich das seltsame Gefühl, das die kurze Zeitspanne zwischen Alltag und Traumwirklichkeit entstehen läßt.

Ich erinnere mich mancher heiterer Zwischenfälle, die nicht immer nur von der Bühne kamen. So auch des heiteren Berichtes über das höhere Töchterlein, das am Schluß einer Shakespeare-Premiere in Köln, als neben den Darstellern noch der Regisseur vor dem Vorhang erschien, entzückt seiner Mutter zurief: «Mama – der Dichter!»

Freilich blieb mir wenig Zeit zum Träumen. Nicht nur, daß ich ganz mit dem Geschäft verwachsen war: ich trat auch mehr und mehr, ohne es zu suchen, ins öffentliche Leben. Außer den Vorständen von Wirtschaftsverbänden haben mich, nach dem Tod des Vaters, das Schiedsgericht der Industrie- und Handelskammer Köln, der Modeausschuß für die Deutsche Schuhwirtschaft in Berlin und die Repräsentanz der Jüdischen Gemeinde in Köln zum Mitglied gewählt. Ein Generalkonsulat, das mir 1932 angeboten wurde, lehnte ich jedoch ab, weil die Wahlen mich mit Sorge um die Zukunft erfüllten. Schon zu Zeiten des Reichskanzlers Brüning war mir klargeworden, wohin der Wettlauf mit dem rücksichtslosen Volksführer uns bringen werde, lehrt doch die Geschichte in ungezählten Beispielen der Jahrhunderte, wer als Sieger aus so ungleichem Kampf hervorgeht.

Während so das Lebensgefühl der Zeit sich zusehends verdüsterte, bewegte das Geschäft, von dem hier so viel und doch eher nur im Sinn eines Hintergrunds die Rede ist, sich in stetig steigender Kurve. Obgleich Außenstehende mir oftmals rieten, die «Zeichen der Zeit zu vernehmen» und die breite Straße des billigen Massenkonsums einzuschlagen, blieb ich auf der Linie unserer Tradition und fand mich darin bestätigt. Nicht allein, daß unsere Umsätze an Wert und Menge zunahmen – auch sonst wäre es nicht ratsam gewesen, abzuweichen; denn ein Geschäft hat nun einmal so etwas wie ein Eigenleben, und jeder Versuch, es zu ändern, pflegt zum Scheitern zu führen. Und unser Charakteristikum waren eindeutig und ausschließlich die erstklassigen Luxusschuhe inter-

nationalen Geschmacks, die aus der Schweiz, aus Frankreich, Spanien, Italien, Ungarn, Österreich, aus den Vereinigten Staaten und natürlich auch aus Deutschland selbst kamen. Spielte oberhalb einer gewissen Grenze der Einzelpreis die geringste Rolle gegenüber den entscheidenden Faktoren «Qualität» und «Modell», so kauften wir in eigener Zusammenstellung entsprechend unseren Ideen über die Tendenz der Mode, die wir auf regelmäßigen Reisen zu den europäischen Zentren studierten.

Überall gab es erfinderische Entwerfer, Handwerker und Hersteller mit neuen Ideen, und gewisse Pariser Kontakte boten uns rechtzeitige Informationen über Meinungen und Bewegungen der Haute Couture, die naturgemäß ungemein wertvoll für uns waren. Andererseits war unser Prinzip der Solidarität der beste Grundsatz, und er bezog sich nicht nur auf Waren, sondern auch auf die innere Struktur des Geschäfts. Ich war immer darauf bedacht, mit einem möglichst geringen Unkostensatz zu arbeiten und die Regiespesen in vernünftiger Relation zum Gewinn des Hauses zu halten. Diesen Standpunkt verfocht ich auch gegenüber meiner Frau, der Mutter und dem Bruder. Wie viele Unternehmen waren durch allzu hohe Privatentnahmen ihrer Inhaber zugrunde gegangen! Ich sorgte stets für pünktliche Zahlung an die Lieferanten, die uns bevorzugt ihre neuesten Muster zeigten, so daß wir aufs beste unterrichtet und an der Spitze blieben.

So unpersönlich das Kaufmännische dem Unkundigen scheinen mag, so war es echte und nie vergessene Begeisterung, mit der ich meinen Beruf pflegte, und der Leser wird längst empfunden haben, daß das Geschäft eine menschliche Aufgabe und Bewährung bedeutete. Planen hieß Organisieren, Finanzieren und Propagieren – ein Komplex von Tätigkeiten, die ohne Phantasie und Energie nicht zu leisten gewesen wären. Und es war geradezu schön, zu wägen und zu wagen und vom Morgen zu träumen. Hersteller kamen zu meinen Mitarbeitern und mir, berieten neue Modelle und Formen, brachten und fanden Anregungen, und ich darf wohl sagen, es ist manch neue Idee im Haus in der Schildergasse

zu Köln ausgebrütet worden. Fortwährend spielten wir mit Lederstücken, kombinierten Farben und Muster und korrespondierten darüber mit der Industrie; eine Leidenschaft, schöne Schuhe machen zu lassen, beherrschte uns; modebewußte Kundinnen wurden vorsichtig über ihre Meinungen befragt, und unaufhörlich wurde «Modewichtiges» konstatiert. Wenn es auch zuweilen hernach ganz anders kam, so trug solche Betriebsamkeit doch dazu bei, unser Geschäft und seine Fenster für das Publikum interessant zu machen, und unsre Sorge um echte Leistung schuf eine dichte Atmosphäre der zufriedenen Anerkennung nach außen und innen.

Denke ich zurück, so bin ich gewiß, daß das Geldverdienen in diesem Roman des Geschäfts lediglich die Rolle des notwendigen Übels gespielt hat. Wohl verstand sich, daß alles, von der Kalkulation bis zur Bilanz, nach statistischen und kaufmännischen Gesichtspunkten überwacht wurde, der Gesamtumsatz wie die Gängigkeit eines einzelnen Artikels, und daß die Rentabilität des Unternehmens fortwährend überprüft wurde, wobei der Grundsatz «Sicherheit vor Gewinn» galt. Aber jegliches krämerhafte Handeln war ebenso bewußt ausgeschlossen, mit den Fabrikanten wurde über Preise kaum gesprochen, und im großen Ganzen rechnete man nur, wenn der Buchhalter mit seiner Monatsbilanz oder der Statistiker mit seiner Kurve kam. Der Tagesumsatz vermochte mich kaum zu beeinflussen, ich übte eine Art strategischer Arbeit aus, den Vor- oder Rückmarsch über die Höhen und Tiefen der Konjunkturen bestimmend.

Ein anderer Grundsatz des Vaters mochte zunächst überraschen, erwies sich indes als durchaus bedacht: er, der mit allen Fasern seines Herzens am Geschäft hing, beschloß, es ganz unpersönlich zu führen und dem Publikum gegenüber einem Stamm begabter und geschulter Verkäuferinnen anzuvertrauen, die mit Zuverlässigkeit und Liebenswürdigkeit eine Stammkundschaft aufbauen konnten. Dies nicht immer erreichbare Ideal wurde durch allwöchentliche Beratungs- und Unterrichtsstunden gefördert, die die Mitglieder der Leitung abhielten, während ein gedruckter «Ratgeber» – jedem neuen

Mitarbeiter beim Eintritt ausgehändigt – die Grundregeln des Umgangs mit den Kunden umriß. Von vornherein aber bedeutete «bei Joseph arbeiten» eine gewisse Qualifikation, die auf unserer strengen Auswahl beruhte und sich im Lauf der fünfundsechzig Jahre unseres Bestehens in vielen zehn- bis fünfundzwanzigjährigen Jubiläen bestätigte.

Trotzdem hat es an Enttäuschungen nicht gefehlt, nicht an Kampf und Mißgeschick – unvermeidliche Nebenerscheinungen, deren Druck gewöhnlich durch die folgende Aufwärtsbewegung, aber oft auch unversehens durch irgendein vergnügliches Vorkommnis behoben wurde. Eine solche Begebenheit sei hier um so eher erzählt, als sie ein nicht nur in diesem Zusammenhang, sondern auch in einem eigentlich zeitgeschichtlichen Sinn bezeichnendes Beispiel ist. Auf einen Bericht hin, daß die Fenster einer Filiale nicht in Ordnung seien, war ich dorthin geeilt und befand mich gerade in der Besprechung mit den Verantwortlichen, als der Geschäftsführer aufgeregt hinzutrat, eine Regierungsstelle habe angerufen, ein Minister sei zwecks Schuheinkaufs zu uns unterwegs. Sogleich unterbrachen wir alles Sonstige und bereiteten einen würdigen Empfang des hohen Besuchs vor. Wohl hatten wir viele Kunden aus der Prominenz, aus Adel, Fürstlichkeit und Regierung, aber sie hegten ein Inkognito, das wir respektierten, solange nicht sie selbst es lüfteten. Ein Käufer muß sich unbeobachtet fühlen, wenn alles zur Zufriedenheit gehen soll. Und wohl freute doch mancher weltweit bekannte Mann sich herzlich, wenn hernach die Verkäuferin seinen Namen auf den Adressenzettel schrieb, ohne die Nennung abzuwarten. Daß aber eine «important person» sich offiziell anmelden ließ, das bildete eine Ausnahme, und die Spannung, die das Personal und die mithörenden Kunden ergriff, war verständlich, so daß eine Dame, die gerade von der «Ersten» bedient und nun um Erlaubnis und Geduld gebeten wurde, erklärte, mit Vergnügen zu warten, da sie noch nie einen richtigen Minister beim Schuhe-Probieren gesehen habe.

Als die übliche schwarze Limousine mit dem Fähnchen am

Kühler vorfuhr, flogen Geschäftsführer und «Erste» unter neugierigen Blicken aller Anwesenden zum Eingang, während ich still abseits in Reserve blieb. Zunächst schob sich, von Eau de Cologne umwölkt, eine ziemlich kleine, dafür um so fülligere Dame herein, die Gattin offenbar, das Haupt selbstbewußt erhob und doch zu herablassendem Gruß bereit, um die Schultern eine Federboa gelegt, über dauerweilliger Frisur einen mit künstlichen Blumen bewachsenen Strohhut. Hinter ihr her trippelte der Herr Minister, ein kleiner und nicht mehr junger Herr in hellem Covercoat, den weichen Filz in der Hand. Unter ständigem Verbeugen geleitete der Geschäftsführer die Herrschaften zu ihren Stühlen, die unweit des Eingangs und sozusagen separat für sie aufgebaut worden waren. Mit merklichem Lampenfieber stand da die Verkäuferin und empfing sie mit grandioser Reverenz, gemischt aus Verbeugung und Hofknicks und allem übrigen, dessen sie in der Eile des Augenblicks sich aus der Tanzstunde entsann.

«Der Herr Minister wünscht je ein Paar Straßen- und Abend-schuhe», sprach in gespreizter Würde die Frau Minister, während er selbst, offenbar mit so niedrigem Geschäft sich nicht befassend, gedankenvoll vor sich hinstarrte, augenscheinlich auch in unserem Sessel noch regierend. Während des ganzen Vorgangs vergeudete er weder Wort noch Blick an irgendwen, beantwortete vielmehr mit geheimnisvoller Unverständlichkeit die kaum vernehmlichen Fragen seiner Gattin, die derart Dolmetsch der Empfindungen seiner Augen und Füße darstellte. «Der Herr Minister meint, daß der Schuh ihn an der rechten Zehe drücke», oder «dem Herrn Minister gefällt das Modell nicht», und dergleichen mehr verkündete sie in betonter Artikulation, wobei der Titel offenbar wichtiger war als der so vorsichtig geäußerte Wunsch. Dennoch und vollends in Betracht der Beklommenheit des Personals war geradezu in Rekordzeit der Abschluß getätigt, nach kurzer, geheimer Beratung mit dem Kabinettsmitglied verkündete die Ministerin dessen Entscheidung, zwei Paare wertvoller Schuhe gewählt zu haben und mit der Bedienung sehr zufrieden zu sein.

Gewohnt an die Tugenden der Großen, die nicht bar be-

zahlen, sondern nach Empfang der Monats- oder Quartalsrechnung noch eine beliebige Respektsfrist beanspruchen, erkundigte sich die Verkäuferin nach der Adresse, zu der hernach der Bote das Paket bringen solle. Aber «Wir nehmen die Schuhe mit», verkündete die Gattin und setzte voll gnädigen Stolzes hinzu «und bezahlen auch gleich!» Dann prüfte sie sorgfältig den flugs ausgeschriebenen Kassenzettel und reichte ihn dem Gemahl weiter, der umständlich ein Futteral aus seinem Beinkleid heraufholte, ihm eine schwarze Hornbrille entnahm, diese bedächtig aufsetzte und mit ihrer Hilfe nun seinerseits die Rechnung prüfte, halblaut die Zahlen addierend, schließlich zum erstenmal seine Stimme hob, um der Verkäuferin ein «Stimmt!» zuzurufen. Kaum jedoch hatte er einer anderen Tasche seines Beinkleids das private Portefeuille entnommen und es seiner Beschützerin überreicht, damit sie, wie gewöhnlich, bezahle, versank er aufs neue in merkliche und schweigsame Abwesenheit, um fern von hinnen zu amtieren, bis der Aufbruch stattfand: von der Verkäuferin geleitet, während der Geschäftsführer das Paket dem Chauffeur behändigte, entschwand das hohe Paar durch die Tür.

Bis zum Ableben des Vaters leiteten wir das Geschäft gemeinsam: ein Stab vertrauter Mitarbeiter verwirklichte seine Direktiven. Aber später, nach seinem Tod, als ich zum erstenmal allein entscheiden mußte, spürte ich, daß manches einer Änderung bedürfe. Zunächst hatte ich tüchtige Spezialisten zu suchen – Fachleute für Organisation, Werbung – und ich fand sie und sah nach der unvermeidlichen Übergangszeit den Anstieg der Umsätze, während das Geschäft unbestreitbar in die vordere Linie des deutschen Schuhhandels rückte. Meine Mitarbeiter wuchsen mehr und mehr in ihre Bereiche hinein, machten die Interessen des Geschäfts zu ihrem persönlichen Lebensinhalt, und in einer Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens war ich der Primus inter Pares.

Am 13. August 1928 starb der Vater. Der Tod erschien plötzlich, mit sanfter Hand, an diesem warmen Sommerabend, an

dessen Nachmittag wir noch beieinander gesessen hatten, im Garten, auf der großen Wiese hinterm Haus bei den blühenden Rosenstöcken. Lebhaft hatte er sich über geschäftliche Vorgänge ausgesprochen und, nachdem er geendet, lang verträumt auf den Kinderwagen geblickt, in dem nicht weit von uns mein vor wenigen Monaten geborener Sohn schlief. Gegen fünf Uhr verabschiedete ich mich, um ins Geschäft zu fahren, und nach Schluß, als ich nach Hause kam, fand ich zwei dringliche Anrufe der Mutter vor. Sogleich eilte ich ins Elternhaus. Er saß im Wohnzimmer, blaß und erregt, sichtlich mit Unwohlsein kämpfend. Er hatte die Augen geschlossen, bemerkte mich jedoch sofort und wollte sprechen, vermochte jedoch nur noch zu lallen. Gleich darauf kam der Arzt, gab eine Injektion, und so ging er hinüber, still und von Qualen verschont. Die ganze Zeit stand ich bei ihm, hielt seine Hand, sah den raschen Fortgang – wie mit Messern stach es mich im Herzen. Als alles vorüber war, wollte ich zur Mutter gehen, aber unser alter und weiser Freund hielt mich zurück. «Keine Eile im Angesicht des Todes», erklärte er und fügte, mit einem Blick auf den Vater, hinzu, «man darf nicht egoistisch sein. In seinem Fall war keine Rettung mehr möglich – das Herz hat's nicht mehr geschafft. Und es war ein schneller Hingang, um den ich ihn beneide.»

Nachher stand ich bei der Mutter, sie war sehr unglücklich, ich fand die Fassung nicht, ihr etwas zu sagen. Freunde kamen, die Nacht verging mit Anrufen und Telegrammen, alles mögliche war zu besorgen. Wie seltsam, dachte ich oft dabei, daß man in solchem Augenblick die Kraft besitzt, Nachrichten zu geben und Anordnungen zu treffen. Aber man vollzieht dergleichen, als sei man nicht in sich selber.

Der Vater war tot. Wie seltsam auch, sein Bild in den Fachzeitschriften zu sehen, seinen Lebensweg beschrieben zu finden. Wie er mit vierzehn als Lehrling bei Verwandten begann, hernach als Vertreter Frankreich, Holland und Belgien bereiste und schließlich «mit zweifelhaftem Risiko» das elterliche Geschäft übernahm und dessen Kurven aufwärts bog, den Boden für die künftige große Entfaltung zu sichern verstand.

Oft hatte er selbst mir ja erzählt, wie schwierig alles zu Anfang und wie nötig da Fleiß und Kenntniss gewesen. «Es begann auf dem Stühlchen vor dem Kunden», lehrte er, «da, wo ein Schuh-Einzelhändler zu beginnen hat. Nur wenn man weiß, was die Kunden wünschen, kann man für sie einkaufen! Vom grünen Tisch her kann man kein Geschäft anfangen – man muß selbst dabeisein! Was ist schon ein Paar verkaufter Schuhe, wenn der Kunde nicht auf die Dauer zufrieden ist. Gewiß, du kannst nicht überall persönlich mitwirken. Der Erfolg ist vom Geist des Hauses abhängig... such dir die rechten Mitarbeiter...». Ungewöhnliche Fachkenntnisse über Leder, Leisten und Handwerk, lange Verkaufserfahrung, kaufmännisches Bewußtsein und unermüdliche Ausdauer halfen dem Vater beim Ausbau seines Geschäfts samt der von ihm gegründeten Filialen und bei einem Aufstieg, der mit Sicherheit vorberechnet und angelegt wurde.

Im Grunde war der Vater ein bescheidener Mann; außer dem Finanzamt gab er niemandem Auskunft über Einkommen und Umsatz und dergleichen, obwohl er mit Stolz die Zahlen hätte öffentlich nennen dürfen, die er sorgsam hütete. Ja, er verachtete Kaufleute, die mit den ihrigen renommierten, und vergnügte sich lieber, wenn er unterschätzt wurde. Als einmal jemand in unsren Kreis geriet, der sich an Ziffern zu berauschen liebte, empfahl mir der Vater, all das nicht so ernst zu nehmen, vielmehr den «Elberfelder Diskont» in Abzug zu bringen, der 50 Prozent betrage. Er war stolz auf das Geschäft und den allseitigen Respekt, dessen er sich erfreuen durfte, und auf einen vielstelligen Gewinn, der ihm als Zeugnis guter Arbeit galt.

Nun war er tot. Die Stunde des Abschieds kam, von der ich nur mit Scheu zu berichten vermag. Lautloser Nachmittag lag über dem Haus, allein stand ich, weitab aller Welt, am Bett des Vaters im Schlafzimmer der Eltern, das gedämpfte Licht von den geschlossenen Fensterläden her erhellte. Befangen nahm ich seine Hand, beugte mich zu seinem Gesicht, dessen Farbe schon die Blässe des Wachses hatte. Inwendig in mir hörte ich Klänge der Schicksalssymphonie von Beethoven, als

erlebe ich jetzt eine Wahrheit, die ich bis dahin nur wußte. «Warum läßt du mich allein?» vernahm ich mich, «allein mit einer Aufgabe, die ohne dich zu schwer ist?» Aber mir wurde, als höre ich noch einmal seine Stimme, die liebevoll den Jüngling beraten und den Mann ermuntert hatte: «Verzage nicht! Du wirst in deine Aufgabe hineinwachsen!» – «Nein, nein, ich zweifle daran. Wer hilft mir, wenn nicht Du?» – «Hilf dir selbst, mein Sohn, verlass' dich nie auf andere...» – Es waren Sätze, wie wir sie zuweilen miteinander gewechselt hatten, Sätze, die diese Stunde noch einmal aus dem Unvergesslichen weckte. Da tappten Schritte im Flur, jemand öffnete die Tür und schloß sie wieder. Ich wandte mich vom Totenbett, mit einem gepreßten «Adieu, a Dieu!» Ja – auch das waren Worte des Vaters, er pflegte sie zu sprechen, wenn er mich auf eine weite Reise schickte. «A Dieu» sagte er dann und fügte bekräftigend das deutsche Wort hinzu: «Mit Gott!» Nun kam es traurig aus meinem Mund, da er von dieser Welt ging und ich den irdischen Weg allein fortsetzte.

Draußen war alles verändert – die Mutter, die Familie, die Sonne des Sommertags. Wie schien sie kalt, wie dunkel fielen die Schatten! Als der Sarg in die Grube gesenkt wurde, tanzten drei gelbe Schmetterlinge darüber, und als sie zugeschüttet war, tanzten sie immer noch. Verschleiert sah ich, was vorging, wie Rufe aus fernem Laubwald vernahm ich die Gebete des Geistlichen. Nachher führte er mich zum Wagen, der Fahrer nahm die Mütze ab, grüßte ernst. Hatte er das früher auch getan? Nie bin ich so einsam gewesen.

Es gingen die Freunde, die Verwandten reisten ab, es war wieder Arbeitstag. Den Vater vermißte ich überall, zu Hause, im Geschäft, im Büro. Sein Platz war leer, die Stimme verstummt. Ich hatte allein zu entscheiden. Von drüben, von der andren Seite des Schreibtisches, kam keine Antwort mehr.

Vom Jahr 1930 an verwickelte und verschlechterte sich die allgemeine Lage. Arbeitslosigkeit und Unzufriedenheit wuchsen erschreckend, Wirtschaftsführer und Berufspolitiker zeig-

ten sich den Anforderungen, die die Zeit stellte, nicht gewachsen. Dazu kam die Kreditkrise von 1931 und in ihrem Gefolge ein unbegrenztes Mißtrauen, das im Zeichen mächtiger Banken-Zusammenbrüche stand. Und naturgemäß traten allenthalben allerlei Propheten auf und verkündeten alleinrettende Lehren, jeder die seinige, die die übrigen verdamnte. Durch ganz Deutschland reiste der Mann, der geschwätzig und rücksichtslos Trommler, der das Volk erwecken und aufrichten wollte und es mitsamt Europa an den Rand des Chaos führte – er versprach hemmungslos, was er nicht halten konnte, gewann seine Helfer bei den Industriellen wie den Kleinbürgern und Arbeitslosen und vermochte so eine junge Republik zu zerstören, deren Regierung zu schwach war, um ihn zu bändigen, und die durch ihre Maßnahmen ihm eigentlich in den Sattel half.

Am 30. Januar 1933 saß ich abends einsam vor dem Lautsprecher. Als die mißtönende Stimme vom «Primat der Politik» schwelgte, glaubte ich es bedeutsam hinter den Vorhängen der Geschichte rascheln zu hören. Noch am gleichen Abend suchte ich die Mutter auf, um mit ihr über den Verkauf unsres Besitzes zu sprechen, der mir nun rätlich, wenn nicht unvermeidlich schien. Freilich wehrte sie unwillig ab, erinnerte mich daran, daß ich dem Vater noch in ihrer Gegenwart versprochen hatte, weder das Geschäft noch die Grundstücke ohne äußersten Zwang aufzugeben. «Wirf nicht vorschnell die Flinte ins Korn», mahnte sie, «deine Pflicht ist und bleibt im Geschäft.» So werde sie im Sinn des verstorbenen Vaters ihre Zustimmung zu meinem Vorhaben in diesem Augenblick nicht geben.

Weder sie noch ich konnten damals ahnen, daß sie ihr Leben im Konzentrationslager Theresienstadt und der Bruder das seine in den Gaskammern verlieren sollten.

Gewiß, vom Tag der Machtergreifung an war mit offiziellen antisemitischen Aktionen zu rechnen. Aber die «Revolutionäre» mußten sich erst einrichten, zumal die Märzahlen

zum Reichstag von 1933 eine starke Opposition anzeigten. In den internationalen Affären anscheinend noch gar nicht so sicher und vor allem abschirmend, betätigten sie sich vorläufig innenpolitisch und begannen, die Öffentlichkeit durch spitzfindige Gesetze und deren brutale Durchführung zu terrorisieren. Deshalb wäre es verkehrt, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit von vornherein mit den Nazis zu identifizieren. Es entbehrte damals der Männer, die stark genug gewesen wären, den schnellen und wirksamen Widerstand zu mobilisieren, den man beizeiten versäumt hatte.

Immer wieder habe ich mich gefragt, wie es dazu kommen konnte. Im Ausland mochte man mit Erstaunen beobachten, welchen Weg das Volk der Dichter und Denker einschlug und wie Menschen, die man als tüchtige Kaufleute und gesittete Reisende kennengelernt hatte, über Nacht ihre Gesinnung völlig veränderten, und mochte sich mit den Begriffen «Militarismus» oder «Boches» begnügen. Allerdings gab es damals schon die schöne und gute Geschichte von dem Pariser Journalisten, der nach einer Studienreise durch das Dritte Reich die Auskunft gab: «Eh bien, c'est la victoire des Boches sur les Allemands ...»

Aber die Dinge liegen doch sehr viel tiefer, als daß sie auf der Ebene der Schlagworte abgetan werden könnten. Mir ist immer klar gewesen, daß die Deutschen in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg, als die angestammten Herrscherhäuser abgetreten waren, eine tiefe Sehnsucht nach einem autoritären «Vormann» verspürten – im Gegensatz zu anderen Völkern, die in demokratischen Traditionen zu Hause und von ihren Parlamenten verwaltet zu werden gewohnt waren, während die Deutschen ihren Reichstag eh und je gern als «Schwatzbude» verlachten. Diese Haltung so vieler Deutscher läßt sich aus der Geschichte verstehen, zumal aus dem Einfluß der Fürsten, die ihr Volk vor allem auf soldatische Tugenden hin erzogen. Nicht zufällig genoß, wer eine Uniform trug, in Deutschland mehr Ansehen und Ehre als seine Kameraden in anderen Ländern. Dieser «Ruhm des Kriegers» steht wohl in gewissem Zusammenhang mit der geo-

graphischen Lage Deutschlands, in dem nicht von ungefähr bis in die jüngste Zeit die Entscheidungsschlachten der europäischen und der Weltgeschichte geschlagen wurden.

Das deutsche Volk verdankt seinen Fürsten zu viel an Wissenschaft und Künsten, an Kultur überhaupt, als daß es sie ohne weiteres vergessen konnte. Und wenn die Fürsprecher der Republik im Jahr 1918 die Abdankung der Souveräne als Befreiung von den Tyrannen rühmten, so wurde die Formel doch nicht allgemein akzeptiert, und wer an die Kinderkrankheiten der Weimarer Republik denkt, hat Verständnis dafür. Auch war Friedrich Ebert, der an die Stelle des Kaisers trat, noch erst auf dem Weg, er war noch nicht die allgemein anerkannte Persönlichkeit, die hätte ausgleichen können, und er starb zu früh. Ein Idol des ganzen Volkes, ja der Massen, wie Masaryk in der Tschechoslowakei es von Anfang an war, hat es unter den Deutschen damals nicht gegeben. Und nach Eberts Tod wählten sie, weil sie diesen Mann nicht hatten, einen Feldmarschall als politischen Führer: den bieder-ehrwürdigen Hindenburg, der sich für seinen gewalttätigen Partner von 1933 als nicht stark genug erwies.

Indessen hatte die Entwicklung ohne Zweifel nicht nur politische, sondern auch ökonomische Ursachen. Die deutsche Wirtschaft hatte mit schweren Krisen zu kämpfen, wobei man im Land selbst zuweilen gern übersah oder verdeckte, daß sie nicht eine Frucht des jungen parlamentarischen Systems, vielmehr eine Folge der Weltsituation waren. Und als die ersehnte starke Hand eingriff, belebte sie die Wirtschaft durch zweifelhafte Maßnahmen, die sie durch noch zweifelhaftere Manipulationen auf dem Geldmarkt finanzierte. Und die Verminderung der Arbeitslosenzahlen beruhte weniger auf dem Bedarf an echten Kräften als auf Wehr- und Arbeitsdienst.

In vielen Gesprächen während jener Jahre mußte ich wahrnehmen, wie leichtfertig man sich Hitler in die Hände gab. Viele gute Freunde meinten, man müßte ihm die faire Chance bieten, da er als einziger ein ernsthaftes Programm vorlege, das auch die Massen und sogar die Jugend begeistern könne, und da er nur eine Frist von «vier Jahren Zeit» fordere, um

Ordnung zu schaffen. Nach deren Ablauf werde man mit Hilfe des Stimmzettels ihn leichtlich wieder absetzen können, falls er es nicht schaffe. Auf meine Frage aber nach der jüdischen Existenz unter der Diktatur dieses Programms erhielt ich immer wieder die Antwort, der Antisemitismus sei doch nur Propaganda und treffe allenfalls die zugewanderten Ostjuden, keinesweg aber eingesessene und rechtschaffene Leute und solche wie mich schon gar nicht. Und manchesmal bekam ich zu hören: «Ja – wenn alle so wie Sie wären!»

Auf mancherlei verschlungenen Wegen ist Hitler zur Macht gekommen, aber sie umfassend darzustellen, ist weder meine Aufgabe noch meine Absicht; ich habe von ihm und seinem Reich nur soweit zu sprechen, als dadurch das deutsche Volk in jenen merkwürdigen, der Raserei vergleichbaren Zustand geriet, den Heinrich Heine vorausgesagt hat, und dem es selbst, die Judenschaft und die ganze Menschheit so viel Unheil verdanken.

Man nannte das die «Neue Zeit» und den «Neuen Staat». Er kam einher mit Trommeln und Trompeten, mit Liedern, die den wehmütigen Ton der alten Volks- und Soldatenlieder nachahmten, und mit Fahnen, die die «stolzen» Farben Bismarcks zeigten. Viele glaubten, ihre Sehnsucht nach einem deutschen Messias sei nun erfüllt. Und wenn ich die Menschen sah, vermochte ich sie zu begreifen, und ich mochte sie eher beklagen als anklagen. Selbst eine meiner Sekretärinnen, die bis dahin einen jüdischen Freund hatte, fragte mich strahlend, ob es nicht wunderbar sei, wie alles jetzt käme, und einmal müsse mit den Kommunisten doch Schluß gemacht werden!

Es war auch Schluß mit Schwarz-Rot-Gold und mit allem anderen, was an Traditionen, an Idealen und Ideen bis dahin gegolten hatte, und die Parole lautete: «Führer befiehlt, wir folgen!»

In den Wochen vor dem Februar 1933 war von «den Juden» noch verhältnismäßig wenig die Rede, und vereinzelte Gewalttaten, die an die Öffentlichkeit drangen, wurden als «illegale Handlungen Übereifriger» hingestellt. Wohl hetzten die Parteiblätter gegen jüdische Geschäftsleute, Anwälte und Ärzte, aber das hatten sie immer getan, es gehörte zu ihrem Handwerk. So mochte man sich zunächst, einen Augenblick lang noch, beschwichtigen, bis der Reichstagsbrand und das Vorgehen gegen «die vom internationalen Judentum angestifteten Kommunisten» zeigten, wohin die Fahrt den Kurs nahm. Schon am 11. März erklärte Hermann Göring – damals preußischer Ministerpräsident – zu den antisemitischen Aktionen, seine Polizei sei keine Schutzwehr für jüdische Geschäfte, und forderte in der gleichen Rede zum Boykott auf. Und am 23. März erklärte «der Führer» vor dem Reichstag, seine Regierung werde die christlichen Bekenntnisse achten und zu den anderen sich so verhalten wie diese zu ihr – verschwommene Worte, die sich nur gegen die Juden richten konnten, da nur von ihnen noch die Rede, vielmehr das Geschrei, war, und Griechisch-Orthodoxe oder Moslems oder Buddhisten kaum in Deutschland lebten.

Nach der Vertagung dieses Reichstags, der der neuen Regierung diktatorische Vollmachten für vier Jahre gegeben hatte, wurde sofort begonnen, das NS-Programm gegen die Juden so rasch und so weit wie möglich konsequent zu realisieren; eine Verordnung jagte die andere, um zunächst den sogenannten Arier-Paragraphen durchzuführen. Wer ein öffentliches Amt bekleidete, mußte nachweisen, daß nur «reines Blut» in seinen Adern floß, und die Deutschen hatten darzulegen, daß sie – man begnügte sich mit drei Generationen – nicht etwa durch eine jüdische Großmutter belastet waren, die sie des Staatsdienstes unwürdig gemacht hätte. Wer dabei erfuhr, daß er «rassisch minderwertig» sei, erschrak darüber ebenso wie diejenigen, die nun hörten, daß in den jüngst errichteten SS-Gefängnissen politische Gegner geschlagen und gefoltert wurden. Und als Presse und Radio bekanntgaben, ein jüdisches Attentat gegen den Führer habe noch

rechtzeitig aufgedeckt und verhindert werden können, verbreitete sich ahnungsreiche Furcht unter uns. Zugleich verdichteten sich zusehends die Meldungen, denen zufolge die ausländischen Juden allerlei «Greuelmärchen» über die Behandlung ihrer Glaubensgenossen in Deutschland verbreiteten und zum Boykott hetzten. Als «Gegenmaßnahme» begann danach im ganzen Reich das Kesseltreiben gegen alle kommerzielle und intellektuelle Tätigkeit der Juden, die aus der Politik ja bereits ausgeschaltet waren. Es gab Berichte über die Abstammung jüdischer Geschäftsleute, die angeblich allemal gerade erst aus dem Osten Europas gekommen waren, in dem ohnehin nur böse und schlechte Menschen lebten. Die Juden wurden als Betrüger, Schwindler und Schmarotzer bezeichnet, die zudem ein verabscheuungswürdiges Geschlechtsleben führten. Aus einem Nazi-Katechismus zitiert Zarchin (Michael M. Zarchin, From Constantine to Hitler) die Frage: «Warum sind wir Judenhasser?» und die Antwort: «Der Jude ist die Geißel der Menschheit, der Wurm, der die Nation auffrißt und ihren Zusammenbruch herbeiführt.»

Vom 25. März an brachte das Kölner NS-Blatt unter der Rubrik «Wissen Sie schon ...?» sogenannte Äußerungen von ansässigen Bürgern, die dem neuen Regime nicht geneigt schienen – allerlei Wahrheit und Dichtung, der Redaktion von Aufpassern zugetragen. Schon zwei Tage darauf fand ich mich selbst in dieser Spalte: angeblich hatte ich meinen Angestellten verboten, der nunmehrigen Regierungspartei als Mitglied beizutreten. «Dieser palästinensische Jude», so hieß es, «kann sich auf etwas gefaßt machen» – und ich hatte keinen Zweifel über die Bedeutung dieses Satzes, der eine Aufforderung zu Tätlichkeiten gegen mich und einen Freibrief für jeden Angriff darstellte, um so mehr, als die gleiche Nummer des Blattes von allerlei Taten der «revolutionären SA» zu berichten wußte. Allerdings, es handelte sich um platte Verleumdung: nie hatte ich eine derartige Anordnung erlassen noch irgendeine Äußerung getan, die in diesem Sinn zu verstehen war. Woher denn hätte ich das Recht genommen,

meine Mitarbeiter in Gewissensnot zu bringen und ihnen politische Vorschriften zu machen, zumal ich selbst ja nicht politisch fixiert war.

Meine Auffassung, daß vor allem das Geschäft getroffen werden sollte, wurde durch die Meinung der Betriebsratsmitglieder bestätigt, die im übrigen mir sofort in einer Sitzung bescheinigten, daß bei uns im Hause nicht nur niemals Politik betrieben, sondern auch von meiner Seite nie eine abfällige Äußerung über die NSDAP getan worden sei; niemandem sei die angegebene Anordnung bekannt. Andererseits waren wir uns klar darüber, daß die wirtschaftliche Sicherheit aller Mitarbeiter des Geschäfts bedroht sei, und einige Betriebsräte begaben sich ins Braune Haus, um ein Dementi zu verlangen. Dort wurden sie belehrt, sie seien nicht gehalten, sich vor einen Juden zu stellen, und offenbar nicht fähig, die Zeichen der Zeit zu verstehen. An diesem Nachmittag kam mein Telefon nicht mehr zur Ruhe. Unzählige Freunde, christliche wie jüdische, versuchten, mir Ratschläge zu geben. Einer meinte, ich solle die Sache ignorieren, ein anderer, ich müsse unverzüglich ins Ausland flüchten. Manche empfahlen mir, einstweilen nicht zu Hause zu schlafen, oder boten mir in ihrer Wohnung ein heimliches Nachtquartier an. Der Syndikus eines großen Wirtschaftsverbandes riet mir eindringlich, auf der Stelle mein Büro zu verlassen; er und seine Amtskollegen seien ohne den geringsten Zweifel, daß organisierte Gewalttätigkeit gegen mich im Gange sei.

In jedem Rechtsstaat hätte eine so konstruierte Verleumdung außer dem selbstverständlichen Dementi einen Prozeß auf Schadenersatz und ein Verfahren seitens der Staatsanwaltschaft zur Folge gehabt. Im Deutschland jener Tage war daran nicht einmal zu denken. Die Nazis wußten, daß sie keineswegs alle Deutschen auf ihren Kurs gebracht hatten und nur mit brutaler Gewalt das Steuer in der Hand behielten und schreckten vor keinem Mittel zurück; wer wie sie zur mittelalterlichen Folter griff, dem konnte eine Lüge keine Skrupel bereiten. Aus eigener Erfahrung kannte ich die Methoden, die sie benutzten, schon aus der Zeit, in der sie noch nicht die

Macht besaßen. In den zwanziger Jahren hatte die Politische Polizei mir eröffnet, sie habe bei einer Haussuchung im Büro der NSDAP – das sich im gleichen Haus, in dem meine Eltern wohnten, befand – an mich gerichtete Briefe, zumeist vom Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten, gefunden. Offensichtlich war unser Briefkasten beraubt worden; die Beamten rieten mir zu einem Strafantrag, den sie sogleich aufnehmen und weiterleiten würden. Indessen erklärte ich, ich sei nicht geneigt, mich in politische Prozesse verwickeln zu lassen.

Am Abend des 27. März dann brachte die deutsche Presse in Leitartikeln zum Ausdruck, die Reichsregierung sei nicht länger gesonnen, dem Treiben der ausländischen Juden gegen das deutsche Volk, gegen sein Ansehen und seine Wirtschaft tatenlos zuzusehen, und bereitete so auf den am 29. März offiziell angekündigten Boykott gegen jüdische Geschäfte und Büros vor. Die NSDAP ließ einen flammenden Aufruf zu «zehntausenden Massenversammlungen» bis in die kleinsten Weiler ergehen, und ein Boykott-Komitee, an seiner Spitze der als rabiater Antisemit berüchtigte Gauleiter von Oberfranken, wurde gegründet. Zum ersten Mal bekannte eine deutsche Reichsregierung sich zum Antisemitismus – ganz offen und obendrein im vulgärsten Radauton, wie nicht einmal der Kaiser in seiner fatalen Hunnen-Proklamation gegen die Chinesen ihn gefunden hatte. Die «Wiedergeburt des deutschen Menschen» schien den Untergang der Menschlichkeit zu bedeuten...

Zum «Tag des Boykotts» wurde der erste April bestimmt. Sogleich ergoß eine Sturmflut der schmutzigsten Verhetzung gegen alles Jüdische sich über das Land, und vielerorts kam es zu Gewalttaten, wo die Rollkommandos der SA ihre Jagd auf Juden veranstalteten, ihre Opfer aus den Betten rissen und ermordeten. Am Tag selbst zog die SA im Paradeschritt auf Posten, um «brutal» jeden zurückzuweisen, der ein jüdisches Geschäft oder Büro betreten wollte. Riesige Transparente, schreiende Plakate, Handzettel, Sprechchöre auf Lastwagen, Lautsprecherwagen, Rundfunk, Presse – alles forderte

brüllend die Bevölkerung auf, sich an dem Feldzug der Regierung gegen das Judentum zu beteiligen. Auch unsere Geschäfte – Stammhaus und Niederlassungen – wurden von SA-Kommandos belagert, die Schaufenster mit Sprüchen beschmiert und mit Zetteln beklebt.

Wohl hatte am 31. März ein Sprecher des Propaganda-Ministeriums mitgeteilt, der Boykott werde am 2. April wieder aufgehoben; jedoch hatte man zugleich keinen Zweifel darüber gelassen, daß er in anderer Form fortgesetzt werde, und die Parteistellen erklärten unverhohlen, er diene als «Waffe zur systematischen Demütigung des Judentums». Die antisemitischen Plakate wurden ständig durch neue, noch schärfere ersetzt, und Rundfunk und Presse vervielfältigten diese Parolen. Dazu kam bald das «Juden unerwünscht!» in schwarzer, imitiert-hebräischer Schrift auf gelbem Grund, das an Türen und Fenstern der Restaurants, Cafés und Hotels angebracht wurde und praktisch die Wirkung eines Verbots hatte. Die konsequenten «Aphorismen» der Gauleiter und sonstigen Amtsträger des neuen Staates und der Partei wurden durch immer neue Erlasse bekräftigt, von denen einer (von Zarchin nach der «Frankfurter Zeitung» vom 27. Juli 1933 zitiert) hier wiedergegeben sei; er enthält nachstehende Verpflichtung der Mitglieder:

«Hiermit erkläre ich auf Ehrenwort, daß ich von jetzt ab und in Zukunft niemals mehr, weder direkt noch indirekt, Geschäfte irgendwelcher Art mit Juden tätigen werde. Ich werde niemals ein jüdisches Geschäft betreten, ich werde jeden Juden, der meine Wohnung oder meinen Grundbesitz betritt, verjagen. Weder werde ich einen jüdischen Arzt noch einen jüdischen Rechtsanwalt konsultieren. Ich werde darauf achten, daß niemand in meiner Familie, Verwandtschaft oder Bekanntschaft Juden besucht. Es ist mir bekannt, daß ich Gelegenheit habe, die Liste jüdischer Geschäftsleute in meiner Wohngegend einzusehen. Es ist mir ebenso bekannt, daß ich, wenn ich dies Versprechen nicht halte oder es zu umgehen trachte, sofort aus der Partei, der SA, der Ortsgruppe der NS-Organisationen (streichen Sie durch, wo Sie nicht Mitglied

sind) ausgeschlossen werde, und daß ich dann gebrandmarkt werde, mündlich und schriftlich, als ein Mann und Lump, der sein Ehrenwort gebrochen hat.»

Aber es war nicht der Boykott allein. Er war mit leibhaftiger Gewalttat vereint, und wir Juden waren vogelfrei: wer uns noch das Gesetzwidrigste antat, wurde dennoch nicht belangt. Eine befreundete Dame frug einen Regierungspräsidenten, was eigentlich «Greuelmärchen» seien und erhielt zur Antwort: «Jede Erzählung, jeder Bericht, der Deutschland schaden könnte.» Ihre weitere Frage: «Auch dann, wenn es wahr ist?» wurde eindeutig mit einem: «Auch dann!» bestätigt. Und über die Industrie- und Handelskammer erließen die Nazis an die Kaufmannschaft die erstaunliche Aufforderung, bei ihren ausländischen Geschäftsfreunden alle «Greuelmärchen» zu dementieren und dagegen zu protestieren – und insbesondere wurden die jüdischen Kammermitglieder aufgefordert! Von jedem derartigen Protest – den unter dem Druck der Umstände viele Firmen wider ihr besseres Wissen aussandten – war eine Kopie einzureichen, die hernach groß aufgemacht in der Tagespresse erschien. Die ausländischen Freunde allerdings antworteten mit höflicher Zurückhaltung, wenn nicht mit offenem Zweifel; sie kannten die Wirklichkeit und durchschauten das Spiel. Und bereits begannen Geschäftsleute in aller Welt, ob jüdisch oder nicht, ihrerseits angewidert, ihre Verbindungen zu Deutschland zu lösen.

Gewalt und Tücke waren eines und wüteten nicht nur gegen die Juden, sondern auch unter den Deutschen. Das Land war mit einem Netz von Spitzeln durchzogen, und jede negative oder auch nur kritische Bemerkung konnte zu «Schutzhaft» und Folter führen. Rachsucht, Mißtrauen und Willkür wucherten, die Gespräche wurden doppelbödig, die Kunst des Briefeschreibens schwand, vom Gedanken an die Zensur erstickt. Und gerade in diesem Zustand hatte man manche stille, doch um so herzlichere Freude. Etwa beim Gang durchs Geschäft mochte ein langjähriger Kunde auf mich zukommen und mir verschwiegen die Hand drücken wie jemandem, dem man sein Beileid ausspricht.

Die deutsche Presse erschien gleichgeschaltet und sprachgeregelt. Nicht, daß man die Zeitungen direkt zensiert hätte, aber man versorgte sie täglich mit Richtlinien über das, was groß gegeben und aufgemacht, und was gänzlich ignoriert werden mußte. Die deutschsprachige Schweizer Presse konnte ihre Auflagen in unvorstellbarer Weise erhöhen. Eines Tags saß ein Bekannter in einer Bauernwirtschaft, er hatte sich mit einem Einheimischen über Wetter und Ernte und andre Beiläufigkeiten unterhalten. Plötzlich deutete jener auf die «Frankfurter Zeitung», die dieser bei sich hatte und flüsterte mit einem scheuen Blick über die Schulter: «Da steht ja auch nicht mehr das Rechte drin. Wenn Sie wissen wollen, was vorgeht, müssen Sie die «Zürcher» lesen...» Sprach's und verschwand. Freilich unterlagen viele, sei's aus Angst, sei's aus Unsicherheit, der Massenpropaganda, in deren Ausübung die Nazis mit Goebbels an der Spitze seines Propagandaministeriums Meister waren. Andere glaubten, nur zum Schein mitmachen zu können, überzeugt, es werde nicht lange dauern.

Solche Meinungen herrschten auch im Ausland. In den Boykott-Tagen war ich draußen auf Reisen, um mich mit Geschäftsfreunden zu beraten. Auch dort, zumal man da die Verhältnisse nur vom Hörensagen kannte und dem Druck nicht direkt ausgesetzt war, rechnete man mit raschem Sturz der neuen Herren. «Sie werden schon sehen», sagte mir ein kenntnis- und einflußreicher Freund in der Schweiz, «bald wird sich eine Allianz gegen dieses Deutschland bilden – und dann werden weitere Ausschreitungen notwendig unterbleiben. Sie müssen auf Ihrem Posten ausharren!» Und ähnliches hörte ich in Holland, wo man sich über die deutsche Grußformel unter den Briefen amüsierte, oder aus England, wo der Mann auf der Straße mit Verachtung von Deutschland sprach.

Ein typisches Bild schien mir jener neue Vorstandsman auf einer Sitzung eines Einzelhandelsverbands zu sein, der – bis dahin unbedeutend und nun in voller Uniform – erklärte, es grenze an Landesverrat, wenn parteiangehörige Kaufleute zur strikten Bezahlung ihrer Rechnungen gezwungen würden! Offenbar war es sein Wunschtraum, den er da

vorbrachte. Ein alter Kämpfer, ein Kleinbürger in Uniform, in einer Uniform, die alles verdecken sollte, alles stützen, was unfähig und unmöglich war. Eine Uniform zudem, die keinen Kriegermut forderte und irgendwie an die Bürgergardisten Daumiers erinnerte. Aber auch auf höchster Ebene, so glaubte man in Wirtschaftskreisen, seien die Nazis außerstande, die Persönlichkeiten zu bieten, die Handel und Industrie dirigieren könnten. Auf Drängen dieser Kreise wurde daher beim Abgang Hugenburgs an Stelle der ursprünglich vorgesehenen Parteigröße als Wirtschaftsminister der Doktor Schmitt, bis dahin Generaldirektor einer Versicherung, ernannt. Ein liberaler Mann, der seine Gedanken nur wenig verbarg und ohne Zweifel auch vielen Menschen seinen Schutz zukommen ließ. So entstand immer wieder der Eindruck, es werde nicht so schlimm werden oder überhaupt nicht mehr lange dauern.

Ich ließ mich von solchen Dingen beeindrucken und setzte Hoffnungen auf sie. Jedoch, so redlich solches Widerstreben oder Widerstehen sein mochte, es war zu schwach, und meine Hoffnungen trugen mich. Aber auch, wenn ich den Gang des Ganzen schon durchschaut hätte und anderer Meinung gewesen wäre, so hätte ich doch nicht verzagen und verzichten und die Heimat so schnell verlassen können. Das Wort «Vaterland» war für mich niemals nur ein leerer Begriff, eine Redensart gewesen. Ich war zu viel und zu weit in der Welt umhergekommen, kannte die Verhältnisse in fremden Ländern, hatte erfahren, was mir die Erde bedeutete, auf der ich geboren und herangewachsen war. Ich wußte, daß ich nicht überall so glücklich sein konnte, selbst wenn ich genug zum Leben hatte. So war Deutschland für mich eine Verpflichtung und war es um so mehr, als mir inzwischen Ämter übertragen worden waren, die mir eine persönliche Verantwortung für die bedrängten Glaubensgenossen spürbar auferlegten.

So habe ich diese Jahre durchstanden. Mein Werktag als Kaufmann war der eines jüdischen Unternehmers, reich an Demütigungen. Es war nicht die Tatsache der Ausstoßung aus der bürgerlichen Gemeinschaft allein, es war die Art, in der sie vollzogen wurde. Nicht nur, daß die Usurpatoren selbst ein

erschreckend niedriges Niveau aufwiesen – nein, sie schienen das ganze deutsche Volk zu sich hinabzuziehen. Auf der Straße schauten manch alte Freunde in anderer Richtung, und manchen Morgen fanden wir die Schaufenster beschmiert, mit Zetteln beklebt oder mit einem großen «J» in roter Farbe bemalt – ohne daß ich es hätte wagen können, die Polizei zu verständigen, die dafür gewiß nur ein Achselzucken gehabt hätte. Ich mußte schon die Nerven behalten, wenn mir berichtet wurde, Passanten hätten sich vor den Schaufenstern darüber entrüstet, daß es noch jüdische Geschäfte gäbe. Ich selbst habe es erlebt, daß ein alter Mann mit weißem Spitzbart seiner Frau zurief: «Das ist ja ein Judenladen!» und mit ihr verschwand.

Daß man Jude war, bedeutete, daß man am Pranger stand. Und diesmal blieb nicht der Trost, es sei eben der Pöbel oder eine Partei der Angreifer – die Regierung griff an, zu jeder Stunde und mit allen Mitteln. Anstatt Menschen eigenen Glaubens zu sein, waren wir plötzlich allesamt Spitzbuben und Verbrecher, sexuell Pervertierte, Ritualmörder und Parasiten. Das Weltbild des «Stürmers», eines antisemitischen Hetzblatts von nahezu einer halben Million Auflage, gewann mit einem Mal offiziellen Charakter, so wie die in Hitlers «Mein Kampf» aneinandergereihten Vorstellungen nun zur Staatsidee wurden. Um sie zu kennzeichnen, dürfte beinahe – beinahe – das Gesetz vom 15. September 1935 genügen, das Nichtariern die Beschäftigung arischen, weiblichen Hauspersonals unter 45 Jahren (!) verbot.

Anonyme Briefe unflätigen Tons trafen mich ebenso wie jene Anrufe, die in einem gehässigen «Judenbengel!» und dem Klick des Einhängers bestanden – vorsätzliche Beleidigungen durch ungreifbare Gegner. Im Geschäft gab es einzelne Mitarbeiter, die sich ihnen anschlossen. An Personalversammlungen der deutschen Arbeitsfront durfte der jüdische Betriebsführer nicht teilnehmen, und die Beamten der Deutschen Arbeitsfront, die zu Inspektionen kamen, lehnten Bespre-

chungen mit «dem Juden» ab; sie erteilten ihre Ratschläge, die Befehle waren, nicht mir, sondern untergeordneten Angestellten. Das Material, das die NS-Betriebszellen-Obleute verteilten, mußte die Atmosphäre vollends vergiften. Mehr und mehr wurde es mir peinlich, Anordnungen persönlich zu geben und mich in Zweifelsfällen durchzusetzen. Das Geschäft begann einer Maschine zu gleichen, die, außer Takt geraten, allmählich zum Stillstand kommt. Soll ein Unternehmen gedeihen, so muß es von einer Gemeinschaft betrieben werden, die den kleinsten Handlanger und den höchsten Beamten einschließt und von ihnen allen getragen wird, um den Geist des Hauses zu bilden, jenes spezifische Geschäftsklima, das als Besonderheit und Eigentümlichkeit die Menschen anzieht. Nun aber hatte der Sturm der Zeit das Klima unserer Tradition weggefeht, den Begriff der verfemten jüdischen Atmosphäre wie Schmutz auf uns geworfen. «Die Juden sind unser Unglück» und das «Kauft nicht beim Juden!» spannte sich auf breiten Spruchbändern quer über die Straßen der Städte, möglichst nah den jüdischen Firmen; im Grunde eine offene Bedrohung des Publikums so sehr wie ein Todesurteil gegen uns.

In kurzer Zeit hatten wir, von allen Imponderabilien abgesehen, einen Schaden von vielen hunderttausend Mark und mußten schon 1935 feststellen, daß die Filiale Koblenz nicht mehr gehalten werden konnte. Der Niedergang begann, der ein Abgewürgtwerden war, ein Katz- und Mausspiel, das die braunen Machthaber mit den recht- und wehrlosen Juden trieben. Mochte ich manchmal mich fragen, warum sie nicht ein «Gesetz» machten, dem zufolge die jüdischen Geschäfte einfach und insgesamt geschlossen würden – nun ja, die Nazis brauchten offenbar die Juden als Zielscheibe und Sündenbock so nötig wie das tägliche Brot und hätten sie wohl erfinden müssen, wenn es sie nicht gegeben hätte; in gewissem Sinn haben sie sie ohnehin erfunden, da die Judenheit schließlich nie gewesen ist, was sie über sie behaupteten. Außerdem brauchten sie die antisemitische Kolportage, um diejenigen treffen zu können, die zwar Arier, aber «Judengenossen» wa-

ren, weil sie aus religiösen, politischen, humanistischen Gründen nicht Gegner der Juden, wohl aber der Nazis waren, und die als «Volks- und Staatsfeinde» verfeimt wurden. Mehr und mehr verlor das Geschäft seine «deutschen» Kunden und blieb auf den Kreis derer angewiesen, die Auswanderer genannt wurden, in Wirklichkeit jedoch nichts anderes als jüdische Flüchtlinge waren. Gewiß, es gab christliche Mitbürger, die sich nicht einschüchtern ließen und nun geradezu aus Protest im jüdischen Geschäft kauften. Die meisten Mitbürger besaßen nicht den Mut zu solcher Größe; sie gingen den Weg der Unterwerfung, den eine vergiftete Propaganda ihnen erleichterte.

Einige Vorgänge, deren ich mich wegen ihrer Kuriosität erinnere, mögen typisch für die Zeit gewesen sein. Da waren Verfehlungen aufgedeckt und die Schuldigen von der Kriminalpolizei überführt worden, überdies gestanden sie. Daraufhin wurden sie entlassen. In Übereinstimmung mit dem Vertrauensrat war die Kündigungsform beschlossen und ausgesprochen worden. Wenige Tage später erschien bei mir ein Uniformierter. Er brachte mich in eine beklemmende Situation; die Tatsache, daß in meinem Büro die aggressive Parteiuniform mit dem Hakenkreuz saß, in das der Judenhaß eingewebt war, erregte mich tief. Er forderte für die Entlassenen noch drei volle Monatsgehälter und begründete dies mit dem Hinweis auf soziale Gerechtigkeit. Ich fragte ihn, was denn geschähe, wenn ich nicht zahlte. Darauf ließ er Bemerkungen fallen, denen ich entnehmen konnte, es gäbe Mittel und Wege, um einen unsozialen, jüdischen Arbeitgeber bekannt zu machen. Was das bedeutete, verschwieg er nicht. Es wäre wohl ein leichtes gewesen, die «Volkswut» gegen einen «unsozialen, jüdischen Arbeitgeber» aufzuhetzen. Und im übrigen riet er mir eindringlich, mich der Forderung nicht zu widersetzen. Nach kurzer Rücksprache mit meinen engeren Mitarbeitern sagte ich zu, lehnte jedoch die Auszahlung an die Betroffenen selbst ab und überwies die Beträge im Einvernehmen mit dem «Gast» an die Kasse der Arbeitsfront. Gewiß hätte sich ein arischer Arbeitgeber gegen eine solche

Zumutung wehren können. Für mich, als jüdischen und damit wehrlosen Firmeninhaber, bedeutete sie nicht mehr und nicht weniger als eine Erpressung.

Eine andre Begebenheit, die ein Spaßvogel den «Flaggenzwischenfall» nannte, hätte mich noch teurer zu stehen kommen können, um so mehr, als ich gerade auf Auslandsreise abwesend war. Wie immer wurden während der stillen Zeit, im August, die Anstreicherarbeiten gemacht, natürlich nach Geschäftsschluß, und dabei die Regale mit alten Dekorstoffen verhängt. Dazu hatte der Hausbesorger auch die Überreste einer alten schwarz-rot-goldenen Fahne benutzt, deren Zustand in nichts mehr an ihren vormaligen Sinn erinnerte, und sie freilich bedachtsam in einer von der Straße her nicht einsehbaren Ecke verwendet. Dennoch gewährte der Hausmeister, als er vom Abendschoppen zurückkehrte, einen drohenden Volksauflauf, der Einlaß ins Geschäft und die Herausgabe des «verfluchten Lappens» forderte. Schließlich erschien Polizei, er mußte seinen Schlüsselbund holen und die Fetzen übergeben, von denen der Haufe auf nie geklärte Weise Kenntnis bekommen hatte. «Im Triumphzug», so las man am nächsten Tag im Naziblatt, «zog das Volk damit zum nahen Neumarkt und verbrannte sie unter Absingen patriotischer Lieder.» Die Presse hatte groß aufgemachte Schlagzeilen und die Partei einen neuen Sieg errungen.

Eine dritte Begebenheit war eher grotesk: In Vorbereitung eines Führerbesuchs hatte die Stadt sich in einen Fahnenwald verwandelt, aus dem sich naturgemäß das Geschäft wie eine Lichtung hob, und ich hatte angefangen mir zu überlegen, ob die Nazis diesen wie einen Protest anmutenden Zustand einfach hinnehmen würden – aber andererseits hatte ich nicht die geringste Möglichkeit, ihn zu ändern. Vielleicht gehörte es zum Beflaggungssystem, daß durch solche Lücken die Feinde des neuen Staates offenbar werden sollten. Nun gut, Nichtjuden mochten sich tarnen, ich hätte es keinesfalls gekonnt. Jedoch, in der Nacht vor dem Besuch läutete mein Telefon: Tante Mathilde, die seit dem Tod der Großmutter die Wohnung über dem Geschäft innehatte, berichtete, daß SA-Leute auf Feuer-

wehrleitem die ganze Front mit riesigen Hakenkreuzfahnen und grünen Girlanden zu dekorieren im Begriff seien, und fragte erregt, ob sie dieses Treiben denn dulden solle. Natürlich beruhigte ich sie, und am nächsten Morgen fand ich in der Tat unser «jüdisches Geschäft» hinter einer Wand aus Bannern der «Bewegung» verschwunden! Was immer die Nazis selbst dabei dachten, der Vorfall hatte sich alsbald herumgesprochen, der Passantenverkehr in der Schildergasse war lebhafter denn je, und fast alle blickten lächelnd herüber. Und mancher gute Freund, jüdisch oder arisch, gratulierte mir telefonisch zu der «äußerst gelungenen Schaufensterdekoration».

Dieser Tante Mathilde darf ich mit Ehrfurcht gedenken. Sie war die jüngste Tochter der Großmutter, eine kleine, verwachsene Person, wohnte stets mit ihr zusammen und umsorgte sie mit selbstloser Liebe. Tagüber im Geschäft tätig, war sie oben immer noch das Kind. «Wenn nur Mathilde da ist, kann ich beruhigt abwesend sein», hat mir einmal der Vater gesagt. «Sie versteht nicht viel vom Disponieren, aber sie sorgt für Ordnung, und das ist die Hauptsache.» Übrigens verstand sie genauso viel vom Umgang mit Menschen und war eine beliebte Verkäuferin, von der die Kunden sich gern beraten ließen. Solange sie es vermochte, kam sie jeden Morgen mit den Schlüsseln herunter, um das Hauptportal zu öffnen, und schloß es ebenso eigenhändig am Abend.

Das besondere Vertrauensverhältnis, das uns verband, hat wohl schon in meiner frühesten Jugendzeit begonnen; ich war, wie sie mir oft sagte, ihr Lieblingsneffe, und ich bemühte mich, es immer zu bleiben. Mit eindringlicher Deutlichkeit erinnere ich mich, wie ich im Alter von zwei Jahren einmal mehrere Wochen bei der Großmutter wohnte und dabei an Masern erkrankte: damals saß Mathilde nachts mit ihrem gebeugten Rücken an meinem Bett, gab mir heiße Milch zu trinken und sang mich in den Schlaf. Und später dann, in ihrem Ruhestand, rief sie, dem Geschäft ihr ganzes Interesse bewahrend, mich oft telefonisch zu sich, um «Wichtiges zu besprechen» und zu berichten, was sie etwa in den Fenstern der Konkurrenz beobachtet hatte oder bei uns für «nicht auf der

Höhe» hielt. Dabei servierte sie gern eine freundliche Zwischenmahlzeit mit Fleischwurst, selbsteingemachten Senfgurken und duftendem Kaffee. Und als das Dritte Reich kam und die Schildergasse zur Aufmarschstraße der Nazi-Kolonnen wurde, litt sie in ihrer Einsamkeit schwer unter den Liedern und Schmähungen gegen die Juden. Aber sie ergab sich nie: als sie nach Theresienstadt gebracht werden sollte, sprang sie tapfer aus dem Fenster und blieb tot auf der Straße liegen. Sie war siebenundsiebzig Jahre alt.

Mit dem Ausbürgerungsgesetz von 1935 intensivierten sich die Tendenzen zur Auflösung des deutschen Judentums. Man hatte einen Ring der Verfemung um uns gezogen, Tag für Tag fuhren wie Faustschläge in den Nacken die antisemitischen Reden der Nazichefs auf uns nieder, auf uns alle und auf jeden einzelnen, und verwandelten sich in Aktionen, die auf Schritt und Tritt spürbar wurden. Im Geschäft fielen die Umsätze erschreckend. Es mag dies nicht der höchste Maßstab der Vorgänge sein, aber es ist ein durchaus wirklicher, der nicht im Wirtschaftlichen blieb, sondern ins Menschliche übergriff und die seelische Belastung ins Unerträgliche steigerte. Das Volumen des Unternehmens minderte sich derart, daß es für die großen Hersteller uninteressant wurde: unter dem Druck der Partei begannen sie, ihre Kollektionen zunächst kleineren arischen Firmen zu zeigen, bevor sie wie früher zu uns kamen. Der geringste Gang wurde zur Marter. Als ich eines Tages zum Finanzamt kam, um eine Steuersache zu besprechen, brüllte der Beamte mich an: «Was wollen Sie denn noch hier, Sie verdammter Jude? Warum sind Sie denn nicht längst im Ausland?!» Dergleichen war die Regel, und wenn ich auch allmählich begriff, daß dies wohl nur die Art war, auf die im Dritten Reich ein Staatsbeamter, mochte er sonst freundlich und harmlos sein, sich gegen den Verdacht zu schützen suchte, er sei ein schlechter Deutscher – es traf mich tief. Ebenso berührte mich die Anordnung, wonach sich Juden in Parkanlagen und Promenaden nicht mehr auf eine grün gestrichene Bank set-

zen, sondern nur noch die mit gelber Farbe und der Aufschrift «Für Juden» bemalten Bänke benutzen durften. Zwar berichtete mir mancher christliche Freund, er habe sich aus Protest auf eine gelbe Bank gesetzt, ich fand es aber beschämend für die Deutschen, daß sie sich von Kreaturen regieren ließen, die diesen Erlaß in ihrem Namen wagen konnten.

Immer schärfer und bitterer wurden Verfolgung und Ausstoßung zu unmittelbarer Wirklichkeit, zu leibhafter Bedrohung. Deutschland, dem wir uns zugehörig fühlten, schien in Mizraim und Babylon verwandelt, war plötzlich echtes Galuth. Und es ist wohl verständlich, daß ich in solcher Bedrängnis nach einem helleren Ausblick suchte. Wohl hatte ich stets die zionistische Bewegung unterstützt, indes eher in karitativem Sinn. Nun erkannte ich ihren Wert als Sammelbecken und begriff Schopenhauers Satz, die Heimat des Juden sei der andere Jude. Würde ich nie vergessen können, daß ich Deutscher sei, so würde ich doch von nun an die deutsche Heimat im Nebel des rauchenden Opferblutes meiner Glaubensgenossen sehen müssen. So stellte ich mich 1935 der zionistischen Vereinigung in Köln zur Verfügung und wurde in ihren Vorstand gewählt, dann auch als Vertreter in die Repräsentantenversammlung und später in den Vorstand der Jüdischen Gemeinde. Die Arbeit, die ich leisten durfte, belohnte mich reich – persönlicher Einsatz für die Zukunft der Bedrückten und Bedrängten in einem besseren Morgen, in einem Land, in dem sie als freie Bürger leben und das sie mit ganzem Recht ihr eigen nennen sollten. Palästina war der Hoffnungsstrahl vieler Tausender, war auch der meinige, und freudig widmete ich mich der gemeinsamen Aufgabe, die vor allem darin bestand, aus der Bahn geworfene Juden zu betreuen und die aus den deutschen Verbänden ausgestoßene jüdische Jugend in eigenen Sportvereinen sowie Handwerker- und Lehrlingschulen körperlich und geistig auf die Auswanderung nach Israel vorzubereiten. Es war konstruktive Arbeit für eine positive Zukunft, und sie erhob mich innerlich über manche Demütigung durch die Nazis: was an menschlicher Befriedigung im Geschäft mehr und mehr dahinschwand, gewann ich in

ihr, durch eine andere und eigentlich stärkere und höhere Verantwortung, hinter der das befreiende Element und die geistige Substanz der zionistischen Idee leuchteten. In tiefer Dankbarkeit bleibe ich ihr verbunden – für immer.

Nach der Besetzung Österreichs steigerten die Nazis ihre antisemitische Aktivität. In Wien hatten sie sogleich grausam und schamlos in aller Öffentlichkeit unter den Juden gehaust, hatten schuldlose Menschen gefangen, gefoltert und verschleppt. Überall wurden jüdische Mitbürger ohne Grund und Recht verhaftet und mißhandelt. Dabei offenbarte sich der Heldenmut jüdischer Frauen: versagte die Interventionskunst der Anwälte, so wagten die Ehefrauen der Inhaftierten sich in die gefürchteten Büros der Gestapo. Sie haben vor den harten Folterknechten geweint und, wenn es sein mußte, mit ihnen gelacht; aber nicht selten haben sie so die Freilassung ihrer Männer erlangt.

Die Anzeichen dafür, daß die deutsche Reichsregierung entschlossen war, die Judenfrage endgültig zu «lösen», verdichteten sich. Das Meer, auf dem mein Schiffelein trieb, geriet in Sturm, und das eine oder andere Mitglied der Besatzung wurde wankelmütig – oder soll ich es heute seekrank nennen? Zu jener Zeit jedenfalls habe ich es nur schwer zu ertragen gewußt und bin in manchen Stunden an solchem Versagen fast zerbrochen. Im großen und ganzen jedoch war ich von Menschen umgeben, die mir die Treue hielten – besonders meiner Frau bin ich zu Dank verpflichtet. Einer, der es immer gut mit mir gemeint hat und von dem mir bekannt war, daß er Verbindungen zur Partei hatte, so daß er es wohl wissen mußte, kam eines Tages erregt zu mir und warnte mich eindeutig und eindringlich. Ich solle den Betrieb verkaufen und Deutschland verlassen, ehe es zu spät sei. Man wolle mich als Inhaber so bedeutender Unternehmen, die noch nicht arisiert waren, ins Konzentrationslager bringen. Ich solle an meine Frau und an meine Kinder denken.

Die Lage des deutschen Judentums war verzweifelt, unser Lebensraum mehr und mehr eingeengt, und selbst das Bescheidenste, das Auswandern, wurde zusehends schwieriger. Nicht, daß man einfach sein Bündel nahm und über die Grenze ging und womöglich hilfreich aufgenommen wurde! Die Pässe jüdischer Menschen wurden mit einem großen, auf der ersten Seite eingestempelten «J» gekennzeichnet, das nicht nur innerhalb Deutschlands, sondern wider alles Erwarten auch im Verkehr mit Ausländern ein Hemmnis bildete. Ab 1. Januar 1939 mußten außerdem alle Juden einen weiteren Vornamen annehmen, und zwar männliche Personen den Vornamen Israel und weibliche den Vornamen Sara. Der Inhaber eines so diskriminierten Ausweises nämlich wurde, wo er um ein Visum einkam, nicht etwa bevorzugt, sondern verdächtigt. Die Visa-Büros der Konsulate fürchteten alsbald, man werde länger oder gar dauernd in ihren Ländern bleiben und etwa auch noch arbeiten wollen, was infolge der internationalen Depression besonderer Genehmigung bedurfte. Das Geringste, was man zu sagen hätte, wäre, daß diese Beamten, offenbar wirklichkeitsfremd, nicht begriffen hatten, daß da Menschen vor ihren Mördern fliehen wollten.

Viele Länder gaben ihr Visum nur, wenn der J-Paß bereits ein anderes Visum zur Einreise aufwies, das ihrige also lediglich Transit zu sein brauchte. Andere Länder wieder forderten Sicherungen. In viele Länder war eine Einwanderung nicht möglich, andere hatten Quoten aufgestellt, um sie zu beschränken. Für Palästina galt nach Maßgabe der Mandatsmacht England eine Einwanderungsquote, die von gewissen anglo-arabischen Interessen bestimmt wurde. Die USA verlangten das sogenannte Affidavit eines amerikanischen Bürgers, der damit die Verpflichtung zur Sorge für den Ankömmling übernahm. Und wer hatte so ohne weiteres Verwandte oder Freunde drüben, an die er sich wenden konnte – und wer drüben war so einfach imstande, den Unterhalt einer vielleicht mehrköpfigen Familie für einige Jahre neben seinen normalen Verpflichtungen auf sich zu laden? Erst die später gebildeten Komitees waren in der Lage, diese Bürgschaften gemeinsam

zu arrangieren, und glücklicherweise zeigten die amerikanischen Beamten eine rühmliche Großzügigkeit: sie schlossen im Rahmen ihrer Gesetze beide Augen, wo es um die Rettung von Menschenleben ging. Vielleicht war ihnen bewußt, daß sie selbst eine Nation von Auswanderern sind.

Selbst wenn alles gut ging, so dauerte es Wochen und Monate voll zerrender, qualvoller Spannung. Wer jemals in Vorräumen von Konsulaten saß, unzählige und oft verwickelte Fragen beantwortend, immer wieder, und dann nach Hause ging, mit der Auskunft, ein Entscheid werde mindestens so und so lange dauern, und am Ende dennoch erlebte, daß nach so grausamer Wartezeit der Briefträger eine negative Antwort brachte, der mag ungefähr ermessen, wie es zahllosen verfolgten Juden zumute war. Nur ungefähr – denn eine Ablehnung konnte die Auslieferung an Lager und Tod bedeuten. Um so mehr wurde gepriesen, wer tatsächlich sein Visum erhielt, und was an sich eine simple Amtshandlung gewesen wäre, galt fast als Wunder; es war eine Atmosphäre voll von Parolen, Legenden und Manövern.

Die deutsche Regierung, die keinen Zweifel mehr über ihr «Endziel» ließ, hatte inzwischen ein System von Vorschriften entwickelt, das nichts anderes als Raub mittels Gesetz, und zwar totaler Raub, war. Sie nahm die Ermordung vom Rath zum Anlaß, um nach der Kristallnacht im November 1938 den Juden deutscher Staatsangehörigkeit in ihrer Gesamtheit wie einem im Kriege besiegten Feinde die Zahlung einer Kontribution an das deutsche Reich aufzuerlegen. Diese Kontribution wurde durch die «Judenvermögensabgabe» eingezogen. Sie betrug zunächst 20 % des Vermögens jedes Einzelnen und wurde später auf 25 % erhöht. Außerdem mußten alle Juden sämtliche Juwelen, Gold- und Silberwaren, überhaupt sämtliche Gegenstände aus Edelmetall – bis auf den eigenen Trauring, den des verstorbenen Ehemanns, gebrauchtes Tafelsilber, und zwar je zwei vierteilige Eßbestecke, bestehend aus Messer, Gabel, Löffel und kleinem Löffel, darüber hinaus Silbersachen bis zum Gewicht von vierzig Gramm je Stück und einem Gesamtgewicht bis zu zweihundert Gramm

je Person, endlich ‹Zahnersatz aus Edelmetall, soweit er sich im persönlichen Gebrauch befand› – an die Pfandleihstellen zu Spottpreisen ‹verkaufen›.

Wer auswandern wollte, hatte außerdem andere Abgaben zu bezahlen: die Reichsfluchtsteuer. Von 1939 an kam eine Abgabe an die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland hinzu – eine getarnte Naziorganisation. Wer Möbel und Kleider mitnehmen wollte, brauchte eine Packerlaubnis, und diese war abhängig von der Unbedenklichkeitsbescheinigung. Sie wurde erteilt, wenn alle Steuern bezahlt waren. Wie Juden bei dieser Gelegenheit von den Behörden schikaniert wurden, mag daraus hervorgehen, daß eine Bescheinigung vom Finanzamt nicht genügte. Auch die städtischen Behörden und alle Instanzen, denen gegenüber Beiträge hätten fällig sein können, mußten bestätigen, daß alles bezahlt oder daß eine Steuer nicht anhängig war: so hatten wir eine Bescheinigung der Ortskrankenkasse beizubringen, wonach die Arbeitgeberbeiträge für die früher einmal Beschäftigten geleistet waren. Obgleich wir nie einen Hund besessen hatten, bedurfte es einer Bestätigung des städtischen Hundesteueramtes, daß die Hundesteuer nicht rückständig war, – wobei ich leider nicht behaupten darf, daß ich die lange Reihe der Schikanen und Willkürakte hier erschöpfend dargestellt habe. Schließlich war der Zollfahndungsstelle eine Liste aller Gegenstände einzureichen, die eingepackt werden sollten. Nach 1933 angeschaffte Gegenstände unterlagen einem ‹Ausfuhrzoll› in Höhe des Neuwertes. Für alle übrigen Gegenstände war durch Rechnungen nachzuweisen, daß sie vor 1933 erworben worden waren. Wer sie nicht mehr hatte – und wer verwahrt schon solche Belege über die Jahre! – mußte sich die Schätzung eines Beamten gefallen lassen, der die Preise im Sinne des Fiskus, also so hoch wie nur möglich, ansetzte. Erst wenn all das zur Zufriedenheit der Behörden geregelt war, wurde die Unbedenklichkeitsbescheinigung und Packerlaubnis erteilt, und erst dann konnten die Fahrscheinhefte für die Auswanderungsreise besorgt werden. Auch dann war man allerdings von den Behörden nicht befreit. Das Einpacken der Kisten und Kasten

geschah unter der Aufsicht eines Beamten der Zollfahndungsstelle, der streng darauf achtete, daß nichts eingepackt wurde, was nicht auf der Liste stand. An Bargeld durften nur zehn Mark pro Kopf mitgenommen werden.

Und das alles war erst ein Anfang zu dem, was später kam: als Juden, Hab und Gut im Stich lassend, bei Nacht und Nebel flüchteten und aus Angst vor der Deportation in die Vernichtungslager nur mit dem über die Grenze gingen, was sie am Leibe trugen.

Die Sorge um den nächsten Tag und um das Leben beherrschte das jüdische Dasein, um so mehr, als die Evian-Konferenz von 1936, die das Problem einer organisierten Massenemigration lösen sollte, am Verhalten der in Frage kommenden Mächte scheiterte, die im übrigen zu der Nazi-Regierung die normalen diplomatischen Beziehungen unterhielten und schon dadurch die Menschen entmutigten. Nun begünstigten sie, wenn nicht absichtlich, so doch tatsächlich, deren Pläne: den deutschen Juden blieb die Welt verschlossen, und verhältnismäßig wenige fanden das Tor zur Freiheit. Aber sie alle haben die Zeit des Untergangs in Würde ertragen, und niemand, der es erlebte, wird ihnen diesen Ruhm versagen. Ich selbst habe an vielen, vielen Zusammenkünften und Besprechungen in engerem oder weiterem Kreis teilgenommen, und nie war irgendwo einer, der sich zu einem Haßausbruch gegen das deutsche Volk hätte hinreißen lassen, auch da nicht, wo man unter vier Augen war. Niemand wird aber auch die Verdüsterung, in der damals die Gesamtheit der deutschen Juden lebte, beschreiben können. Nie wird Menschenhand sie in Bildern wiedergeben, nie wird eine Zunge das Heldenlied singen können, das Lied von jenen Männern und Frauen und Kindern, von denen auch die Jüngsten schon wußten, was vor sich ging. Der unendliche Zug der Bedrückten und Gemarterten, der in den Gaskammern der Konzentrationslager endete, ist in die Ewigkeit der Geschichte eingegangen.

Im Deutschland von damals noch zu bleiben gebot mir ein Gefühl und Bewußtsein der Verpflichtung. Nach allem, was ich über mein Verhältnis zum Geschäft als Erbe und Aufgabe

schrieb, und gerade von der Lage des deutschen Judentums aus, in dem ich einen verantwortlichen Platz einnahm, wäre ein Weggang mir wie Verrat erschienen. So lebte ich im Land wie der größte Teil meiner jüdischen Mitbürger und sah noch den Niedergang unseres Hauses. Mag man mir heute manchmal vorhalten, dies Ausharren sei doch unnötig und töricht gewesen, so darf ich antworten, daß es gewiß höhere Werte als das eigene Leben und höhere Ziele als das gute Geschäft gibt.

Seit der Machtergreifung der Nazis lag mir ein Ring um die Brust, der das Atmen verwehrte und sich über ein Jahrzehnt nicht lösen wollte. Und noch heute spüre ich ihn, wenn ich an diese Zeit zurückdenke, die so schwer und einsam war. Manche Freunde waren nach und nach ausgewandert, die Geselligkeit erstarb, es blieb nur die engste Familie. Theater, Konzertsäle, Museen waren für Juden verschlossen. Auf der Straße begegnete man nur starren, wenn nicht feindseligen Gesichtern, und überall drohten Remperei und Übergriffe. In Frankfurt, das den Juden so viel an kommerziellen und kulturellen Werten zu danken hat, waren die Angriffe noch heftiger als in Köln, und in der Filiale bekam ich 1938 eine Atmosphäre zu spüren, die kaum gemildert wurde durch den Gedanken, dieser oder jener sei allein durch die Sorge um seine Existenz und nicht durch Neigung zum Regime gelenkt worden. Im Frühjahr 1938 war ich noch einmal in Berlin, wegen einiger Import-Lizenzen, die ich persönlich beantragen wollte. Die Ablehnung teilte mir ein älterer Beamter freundlich bedauernd mit: es sei keinerlei Aussicht, daß im Dritten Reich jemals ein jüdisches Unternehmen dergleichen bekomme. Mit den Juden sei es vorbei. «Es wird noch viel schlimmer kommen, glauben Sie mir. Ich kenne die Richtlinien.»

Schließlich, im Juni 1938, war es soweit: ich mußte aufgeben. Es war nicht einfach, mich zu lösen. Das Geschäft wurde verkauft, der Vertrag genehmigt. Jeder Vertrag bedurfte der Genehmigung der Gauwirtschaftsleitung, die dabei oftmals Verträge, die bereits notariell abgeschlossen waren, än-

der. Die Gänge zum Notar, die das Schicksal einer großen Firma besiegelten, wurden mir zur bittersten Qual, und vor der ersten Unterschrift rief ich aus der Kanzlei meine Frau an: ich sagte ihr, ich wolle einfach weglaufen und alles draufankommen lassen. Dann faßte ich mich wieder im Gedanken an sie und unsere Kinder und setzte müde meinen Namen unter die Paragraphen. Bei einer anderen Verhandlung solcher Art erklärten die Interessenten mir eindeutig, ich müsse froh sein, überhaupt noch jemanden zu finden, der für jüdische Objekte bares Geld gebe.

So kam der Septembertag, an dem ich vor meinen Kölner Mitarbeitern stand, um mich mit einer kurzen Ansprache zu verabschieden. Ohne auf die politische Seite der Vorgänge Bezug zu nehmen, beklagte ich mich über das Schicksal, das mich trotz allen Bemühens und vieler Erfolge das Geschäft verlassen hieß. Der eine und andre sah zu Boden, als beschäme ihn, was geschah, zumal, als ich die schönen Stunden der Zusammenarbeit zurückrief und nichts zu vergessen bat; mit dem Dank für oft jahrzehntelanges Zusammenhalten schloß ich. Ich hatte nicht wie früher am Vortragspult gestanden, während des Sprechens war ich zwischen meine Mitarbeiter getreten, lehnte mich gegen Ende an eine Fensterbank. So weilte ich noch einmal unter ihnen – es war ein Augenblick, an den zu denken mich heute noch erregt. Als ich schwieg, war Totenstille – dann entfernte sich einer nach dem anderen, und schließlich reichte eine Mitarbeiterin, die über fünfundzwanzig Jahre im Dienst des Geschäfts verbracht hatte, mir einen Blumenstrauß, an den ein persönlicher Abschiedsgruß geheftet war. Das war gewiß eine schöne Geste, die ich nie vergessen habe. Jedoch – sie half mir nicht.

Ich ging hinüber ins Büro des Vaters. Seit seinem Tod arbeitete ich darin, ohne daß ich aufgehört hätte, es als das seine zu betrachten. Alles war geblieben, wie er es zehn Jahre zuvor verlassen hatte. Das Kalenderblatt auf seinem Schreibtisch zeigte noch den Todestag, den 13. August 1928 an, und die Schreibmappe barg die letzten Briefe, die er diktiert, aber nicht mehr gezeichnet hatte. Da stand sein

Sessel, auf den sich nach ihm niemand mehr gesetzt hatte. Ich ging um den Tisch, zog die Schublade auf – neben seinem Federhalter das kleine, von einem Lederetui geschützte Büchlein, in das er vom Jahre 1895, dem Datum seines Eintritts ins väterliche Geschäft, bis zu seinem Tod mit eigener Hand die Umsätze eingetragen hatte. In den Seiten blätternd, folgte ich noch einmal der Zahlenreihe der Entwicklung, die sich von achtzigtausend Mark Jahresumsatz zu Anfang bis dicht an die Grenze von zwei Millionen 1914 vorgeschoben hatte. «Halt mir das Büchlein in Ehren», mahnte er mich einmal bittend. Nun steckte ich es in meine Brusttasche. Dann setzte ich mich auf das Sofa an der Wand gegenüber: oft hatten wir da beratend und planend verweilt, und vor dem Ausmarsch in den Krieg hatte ich hier Abschied von ihm genommen. «Vielleicht hätte ich dich reklamieren sollen», meinte er damals. «Du weißt, daß ich nicht mehr auf der Höhe bin, und gerade heute fühle ich, wie ich altere. Aber wir sind Deutsche, und Deutschland ist in Gefahr. Jeder muß seine Pflicht tun.» Und jetzt stieß dieses Deutschland mich aus, vertrieb mich von seinem Boden – nicht, weil ich mir etwas hätte zuschulden kommen lassen, nein, der Religion und Rasse wegen, in die ich schuldlos hineingeboren. Mir war zumute wie einem ungerecht zum Tode Verurteilten, der unter den Hohnrufen des Mobs das Schafott besteigt.

Das war nun der Abschied von Haus und Hof, von der Stadt Köln, in der ich geboren war wie meine Frau und wie unsre Kinder. Und nun hieß es: in eine unbekannte Fremde ziehen, aus dem Land der Muttersprache ins Irgendwohin wandern. Fortwährend dachte ich an das Geschäft. Warum war es gerade mir zugefallen, es aufzulösen! Dies Erbe des Vaters, das kein kalt auf Profit berechnetes Unternehmen war, das man leichten Herzens für Besseres aufgeben konnte. Hier sank das Erbe der Väter, das zu erwerben und zu besitzen mir gelungen war, dahin. Es gab keinen Raum für Trost. Langsam stand ich auf und trat noch einmal neben den Sessel des Vaters, wie früher oft. Dann öffnete ich leise die Tür und ging.

Weitaus schneller, als er selbst es für möglich hält, wird ein Kaufmann, den bis dahin alle Welt hofierte, zur unbeachteten Figur, auf die niemand mehr Rücksicht nimmt. Allen Respekts beraubt, steht der Mann vor der eisigen Umwelt, die sich beeilt, die Maske fallen zu lassen, die zum Spiel der Gesellschaft gehört. Dergleichen erleben zu müssen gilt als gerecht, wo jemand durch verfehltes Disponieren oder maßlosen Lebenswandel, durch eigenes Verschulden also, sich an den Abgrund brachte. Mit Staunen wurde ich nun gewahr, daß es mir nicht anders erging, obgleich ich das Opfer fremder Gewalt geworden war. Auch mich umwehte nun plötzlich die kalte Luft der Vereinsamung: viele eilten zu neuen Namen, selbst alte Geschäftsfreunde. Es schien, als bewundere man die neuen Machthaber, die es fertiggebracht hatten, den Organismus aus Person und Firma hinabzustoßen, obwohl es nach Zeit und Umstand gewiß kein Heldenstück war.

Wir sind nach Erez Israel ausgewandert, wie man damals den von den Juden kolonisierten Teil Palästinas nannte, der heute zum Staat Israel gehört, und lange Jahre lebte ich dort als Dorf- und Wanderfotograf. Bei der Ankunft in Tel Aviv sagte mir jemand zur Begrüßung: «Sie haben in Europa das Leben eines Wohlhabenden geführt. Nun werden Sie hier erleben, was es heißt, sich «durchwurschteln» zu müssen, von einem Abenteuer zum andren. Aber vergessen Sie nicht zu hoffen, denn Palästina ist das Land der Wunder. Eine Zeit geht, und eine Zeit kommt. Try to make the best of it!» Daran dachte ich oft, während ich mit Kamera und Stativ von Haus zu Haus und von Ort zu Ort zog, begleitet von meiner Frau, die die Lampen und Mustertaschen schleppte, in heißer Sonne über sandige Wege. Wir fotografierten alles, Kinder und junge Frauen und Hunde; meine Frau führte Regie, baute die Objekte auf und verlockte sie zum Lächeln, und mir lag ob, den besten Augenblick auf die Platte zu bannen. Oft hatten wir lange Fußmärsche zurückzulegen, bis wir in dem damals noch dünn besiedelten Gebiet zu den abseits und einsam gelegenen Dörfern und Weilern gelangten. Wenn ich dann auf dem Boden umherkroch, um jämmerlich schrei-

ende Babies als niedliche Kinderchen zu «schießen» oder mit einladender Geste vielköpfige Familien zu konterfeien oder unaufmerksame Hochzeitsgesellschaften und Allotria treibende Schulklassen, erinnerte ich mich grimmig-schmerzlich des deutschen Slogans «Wer fotografiert hat mehr vom Leben!» und war zufrieden, daß wir überhaupt das Leben selbst hatten.

So haben wir erfahren, was der Freund uns riet: von einem Auftrag, von einem Wunder zum anderen – aber «that is another story», und hierher gehört sie nur insofern, als sie bezeugt, daß unser Leben von nun an ganz anders ablief. Nach außen, ja – und nach innen? Nun gut, da war es vor allem die andere Sprache, deren wir uns täglich bedienten, das Hebräische, das mit seiner Grammatik und ganzen Atmosphäre eine bis dahin so gut wie unbekannte Tradition übermittelte, eine neue Lebensauffassung und einiges Verständnis für andere Daseinsgewohnheiten. Zumal die Kinder sprachen in der Schule und auf der Straße nur Hebräisch – Iwrith – und brachten es auch ins Haus, und ebenso taten es die Nachbarn in Kfar Malal, dem kleinen Dorf, in dem wir später sechs Jahre wohnten, und desgleichen die Kunden. «Es dämmern im Bücherständer die Bände in Gold und Braun...» – aber wer fand noch den Weg zu ihnen, den geretteten Mitbringseln aus Deutschland? Man entfremdete sich der Muttersprache, gezwungen, alltäglich und fast ausschließlich eine neue und fremde Sprache zu benutzen: eines Tags mußte ich mir gestehen, meine Geschichte als Jude aus Deutschland sei beendet. Ich war ein Jude in Israel geworden.

Im November 1950 erhielt ich eine Aufforderung, nach Deutschland zu kommen. Ich folgte dem Ruf, und kurz vor Weihnachten landete ich auf dem Flughafen Rhein-Main. Als der Pilot ansagte, die Maschine fliege nun über dem Bundesgebiet, drückte ich mich tief in den Sessel, blickte nur dann und wann hinab und gewahrte zwischen Wolkenfetzen ein Stück Rhein; es war mir recht, daß Köln und Main und Taunus von Nebeln verhangen waren. Dann wurde der Passagier aus Israel vom deutschen Zoll empfangen und diesmal so liebenswürdig begrüßt wie er damals voll Bosheit ver-

abschiedet worden war. Und im alten Hotel, das er wieder aufsuchte, erkannte ihn der Empfangschef und gab ihm ein schönes Zimmer.

Es war Abend. Aus der Bar kamen heitere Klänge. Gäste in gehobener Stimmung, ihr Auftreten und ihre Kleidung erwiesen die Wirklichkeit des sagenhaften deutschen Wirtschaftswunders. Lange hatte ich nicht mehr so üppige Portionen gesehen, Fleisch, Süßspeisen; in Israel gab es damals südamerikanisches Gefrierfleisch, 300 Gramm pro Person und Monat, der Zucker war rationiert, und Schlagsahne war überhaupt verboten.

Vorsichtig wie in einem Krankenzimmer bin ich dann am nächsten Tag auf die Straße gegangen. Mir schlug die Luft eines neuen Frankfurt entgegen: eine neue Stadt war da, ganz unähnlich der, die ich in meiner Erinnerung trug. Ruinen und Neubauten – der Wiederaufbau – beherrschten die City, und Goethestraße, Zeil, Kaiserstraße waren eher nur noch dem Namen nach, was ich kannte. Amerikanischer Stil – eine veränderte Atmosphäre, in der auch andere Menschen sich zu bewegen schienen. Sie hatten es viel eiliger als die alten Frankfurter, und mehrere Male, als ich mich nach dem Großen Hirschgraben zurechtfragte, antwortete man: «Ich bin auch nicht von hier.» Nun freilich, ich fand ihn dennoch wieder und sah gern, daß ebenso wie anderes auch das Goethehaus wieder aufgebaut wurde. Von ihm ging ich weiter, zur Rat-Beilstraße, zum Grab der Großeltern. Der Friedhof war damals noch in schlechtem Zustand, umgestürzte Grabsteine lagen überm Weg, an anderen fehlten die metallenen Lettern der Inschriften, die irgendwer sonstwie verwertet hatte, und die Toten ruhten namenlos. Ein trübseliges Bild – ein Friedhof von mehr als 120 000 Gräbern, und für jedes von ihnen hatte es trauernde Herzen gegeben, von denen seither gewißlich viele selbst zu schlagen aufgehört hatten.

Es drängte mich weiter, nach Köln, zum Grab des Vaters. Und doch war es mir innerlich schwer, an ein Wiedersehen mit Köln zu denken. Oft ging ich zum Hauptbahnhof, las die Aufschrift «Köln» auf den Tafeln, vermochte dennoch

nicht, in den Zug zu steigen. Endlich entschloß ich mich im Februar. An den mit gräulich-weißem Schnee bedeckten Ufern des Mains entlang bis zur Mainzer Brücke – ich sah Sonne über dem Dom, auf seiner Kuppel ihren schwachen Glanz, gespensterhaft die Trümmer und Löcher und Lücken. Der Zug fuhr weiter. Niederwald-Denkmal und Mäuseturm, Lorelei, Cauber Pfalz und die Burgen – was ehemals meine Phantasie anregte, verfehlte sie nun. Ein Schleier erhob sich zwischen mir und der vertrauten und geliebten Landschaft – ein rötlicher Dunst, und durch ihn nur sah ich die Weinberge und Dörfer, die Täler und Wälder: die ermordete Mutter fuhr mit mir, und alle umgekommenen Verwandten und Freunde begleiteten uns. Und es begleitete uns auch die Mutter meiner Frau, die mit ihrem Ehemann von Berlin aus nach einer abenteuerlichen, zeitweise in Fußmärschen zurückgelegten Flucht am Weihnachtsabend des Jahres 1942 endlich an die ersehnte Schweizer Grenze gelangt war. Sie wurde, als das Paar in der Nacht versuchte, über die grüne Grenze zu fliehen, von einem deutschen Beamten gefaßt und erhängte sich in dieser «Weihenacht» im Zollhaus Grenzach, weil sie – wie sie es auf einem Zettel in letzter Minute hinterließ – keinen anderen Ausweg mehr sah.

Im zertrümmerten Koblenz wäre ich fast wieder umgekehrt. Aber da war das Grab des Vaters vor mir, in Köln, und ich blieb und sah Bonn wieder und das Siebengebirge, und dann rief der Schaffner sein «Nächste Station: Köln!» aus; er rief es wie Tag für Tag, er konnte nicht ahnen, was sein Ruf für mich bedeutete. In weiter Schleife nun fuhr der Zug durch die Stadt, von Straße zu Straße, von Platz zu Platz, von Erinnerung zu Erinnerung: was da zerschlagen vor mich trat, hob sich im Bild des alten Zustands zum wehmütigen Wiedersehen. Vom wohlvertrauten Bahnsteig eilte ich hinaus auf den Platz: Excelsior und Deichmannhaus schienen erhalten und außer ihnen nur noch der Dom. Ergriffen grüßte ich und schaute hinauf an seinen Türmen. Dann riß der Verkehr mich mit sich, ich ging die Hohestraße entlang. Mit ihren einstöckigen Notbauten glich sie der Budengasse eines Volks-

festes. Bis zur Schildergasse ... da geriet ich in Atemnot, rannte fast, sah von weitem die Antoniterkirche, beglückt, sie unversehrt zu finden, näherte mich, sah auf dem Boden des Geschäfts einen Notbau, Schaufenster mit Schuhen. Vom alten Haus stand nur ein Teil des Erdgeschosses noch und irgendwo darüber, als erster Stock, ein Fenster dessen, was die Damenabteilung gewesen war. Verrostete und verbogene Gitter. Überall auf den Resten des Gemäuers wild wuchernde Pflanzen.

Man hat mich gefragt, ob ich nicht etwa ein Gefühl der Genugtuung empfunden habe, als ich das Geschäft nun zerstört wiedersah. Nein – nichts davon. Tiefe Trauer spürte ich: wie gern hätte ich nach der Befreiung alles wiedergefunden, wie ich es damals verließ. Wie gern wäre ich durch die unvergeßlichen Räume des Geschäfts gegangen und durch die Wohnung der Großmutter! Wie schmerzlich die Gewißheit: All das gibt es nur noch auf Bildern und in Träumen!

Ich fuhr zum Friedhof. Am Tor hielt Erinnerung mich zurück: da war ich an jenem 10. November 1938 umgekehrt, als ich, vor der Gestapo fliehend, am Grab des Vaters rasten wollte. In der Morgenfrühe schon hatten wir gehört, daß die Synagogen brannten, und hatten das Haus verlassen, waren losgefahren, irgendwohin, wandten uns zum Friedhof, sahen am Verwaltungsgebäude verdächtige Gestalten. Wir fanden eine Telefonzelle und erfuhren, Gestapo durchsuche unser Haus und blaue Polizei stehe vor der Tür. Ein jüdischer Bekannter nahm uns auf, wir berieten und beschlossen, ich solle zu den Schwiegereltern nach Berlin fahren, vielleicht würde ich in der Bahn den Tag unerkannt überstehen. Meine Frau ging nach Hause, ich wurde von dem Freund zum Zug gebracht. Unterwegs, in der Roonstraße, Feuerwehr und Menschengetümmel vor der Synagoge. Menschengetümmel auch vor der Wohnung eines befreundeten Arztes – während wir für einen Moment hielten, um zu sehen, was da geschah, riß jemand die Tür des Wagens auf: der Arzt drängte stöhnend herein – er war beim Sprung aus dem Fenster verletzt worden und bat, man möge ihn ins jüdische Krankenhaus bringen.

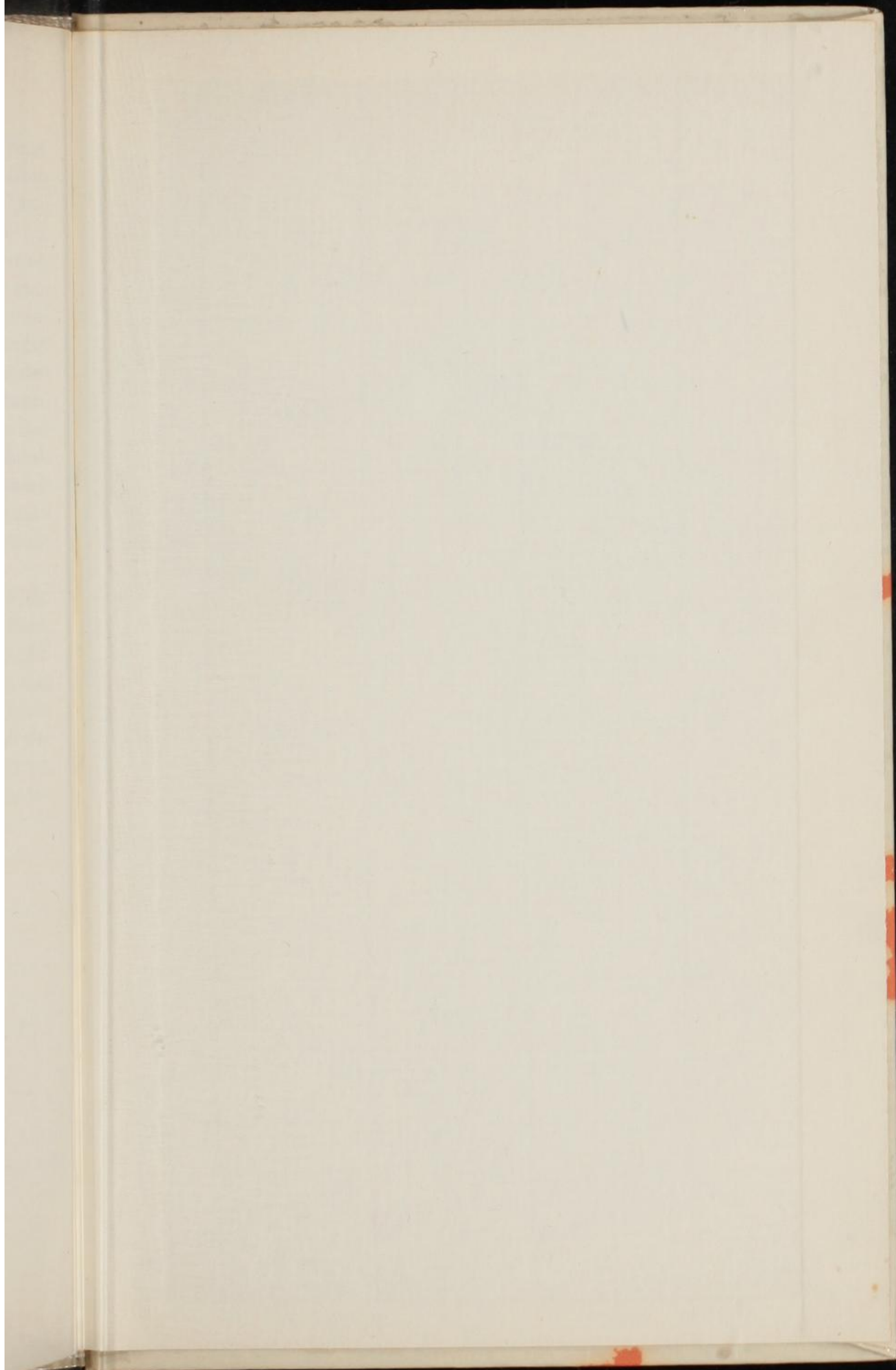
Endlich saß ich im Zug, fuhr ab, verließ Köln. In Berlin fand ich die Schwiegereltern, wohnte abwechselnd bei ihnen und anderen Verwandten. Aber welch ein Zustand: die Angst, auf die Straßen zu gehen, die Gerüchte, die überall umherschwirrten, und das Erschrecken bei jedem Anschlag der Hausklingel, das ängstliche Abhören des Rundfunks – wehrlose Erwartung des ungeheuersten Entsetzens! Eine Welt war in mir zusammengestürzt. In Deutschland wurden Menschen gejagt und Gotteshäuser verbrannt und Friedhöfe geschändet! In Deutschland . . . im Vaterland – es war verloren für immer!

Für immer? fragte ich mich jetzt wieder, als ich am Grab des Vaters stand. Was war mir geblieben? Gräber, nichts als Gräber. Das in Köln und das der Mutter in Theresienstadt und das des Bruders irgendwo in Polen und die der anderen Verwandten in den Gaskammern oder verstreut in der Welt.

Die Heimat ist noch da – der Boden, die Städte, die Wälder und der Strom. Ich grüße sie und sie grüßt mich. Eine Rauchwolke liegt auf ihr. Viele Brücken führen zum anderen Ufer. Aber da ist die Rauchwolke, die den Weg verfinstert. Ich liebe die alte Vaterstadt: im Erwachen des Morgens denke ich an den Dom, an die Stadt am Rhein, an alles, was einmal war. Oft wandere ich durch ihre Straßen, und sie tut mir gut: Meine Heimat. Ich spüre sie noch durch die Rauchwolke hindurch.

n Berlin
ei ihnen
e Angst,
rall um-
hlag der
- wehr-
Welt war
menschen
chändet!
r immer!
am Grab
ichts als
sienstadt
er ande-
t in der

e Wälder
ie Rauch-
ren Ufer.
Ich liebe
ke ich an
mal war.
mir gut:
olke hin-





Colour & Grey Control Chart

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta
White	Grey 1	Grey 2	Grey 3	Grey 4	Black



MEINES
VATERS
HAUS

